Das

Paradies der Frauen.

Von

Paul Féval.

Nach dem französischen Manuscripte.

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Fünfter Theil.

Autorisirte Ausgabe.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Digitized by Google

XIV.

Die Marquise Asträa.

Es war einer der letzten schönen Herbsttage. Die Marquise setzte sich an das Camin. Die Sonne, die wie ein rother Feuerball im Novembernebel unterging, übergoß ihre Wangen mit Purpurglut.

P. J. Gridaine, der dem Fenster den Rücken zugewendet hatte, sah neben ihr aus wie gelb gewordenes Elfenbein. Er trug einen nicht mehr neuen, aber sehr saubern schwarzen Frack, eine schwarze Atlasweste, schwarze Beinkleider, Schuhe mit Rosetten und eine weiße Cravate. Auf seiner Glatze spiegelte sich das röthliche Licht der untergehenden Sonne, und die dünnen grauen Haare bildeten gleichsam einen Kranz um Nacken und Schläfe. Seine Stirn war mit Runzeln bedeckt und seine kleinen grauen Augen waren unter den ganz weißen buschigen Augenbrauen fast versteckt. Dazu pflegte er eine goldene Brille zu tragen, die nur den Zweck hatte, seine Augen vollends unsichtbar zu machen. Nase und Mund berechtigten zu der Vermuthung, daß er einst hübsch gewesen sey.

Der alte Mann hatte ein bescheidenes, höfliches Benehmen, aber sein Aussehen war nicht respectabel, trotz seiner Glatze und seiner grauen Haare.

Die Marquise war nicht mehr wie vormals, aber sie

Digitized by Google

war eben so schön. Es gibt Frauen, die aus Erz gegossen zu seyn scheinen, weil sie weder durch die Jahre, noch durch Schmerz, noch durch Leidenschaften verändert werden, gleich wie die Schönheit der antiken Statuen trotz Wind und Wetter immer dieselbe bleibt. Nur Wenige rühmten sich, das Alter der Marquise genau zu kennen: sie war jung, weil sie schöner war als die meisten jungen Mädchen. Ein unbeschreiblicher Zauber lag in ihrem wundervollen Profil, in dem matten Glanz ihrer Wangen, in ihren üppigen, rosigen Lippen, die nur selten lächelten, in dem herrlich geformten Halse, in dem üppigen, glänzend schwarzen Haar, vor Allem in ihren Augen. Sie konnte mit einem Blick was Andere nicht mit mühsamer Ueberredung vermochten. Manche glaubten, sie färbe, wie die Araberinnen, das Innere der Augenlider schwarz, so dicht und dunkel waren ihre Wimpern. Ihre dunkelblauen Augen waren weit geschlitzt, wie die der Cirkassierinnen; auf den ersten Anblick hielt man sie für schwarz, aber sobald sie sprach, blitzte ein heller Schein in ihnen auf, wie sehr sie auch ihren Blick und ihr Lächeln zu bezähmen wußte.

Jeder von uns kennt eine Schöne, die Asträa heißen könnte. Für die Meisten derselben würde der Name Asträa grotesk seyn, wie der Helm eines Cuirassiers auf dem Kopfe eines Kindes. Dieser Name schien auf der heitern, ruhigen Stirn der Marquise geschrieben zu stehen; sie trug ihn wie ein Diadem. Man wäre in Verlegenheit gekommen, wenn man ihr einen andern Namen hätte suchen müssen.

Der purpurrothe Schimmer, der über ihr Gesicht ergossen war, kam von der Herbstsonne; man sah, trotz dieser Abendglut, ihre Bläße. Sie war ruhig und gefaßt.

Digitized by Google

»In dieser ganzen Angelegenheit,« sagte sie, »werde ich wahrscheinlich nicht in die Lage kommen, Dienste von Ihnen zu verlangen, die eine unbedingte Ergebenheit erheischen...«

»Desto schlimmer für mich, schöne Dame...« begann der diensteifrige V. J. Gridaine.

Aber Asträa schloß ihm mit einem Wink den Mund.

»Mein Gott, nein,« fuhr sie fort: »es ist ja eine Geschäftssache. Sie dienen mir, ohne sich große Mühe zu geben, ohne etwas zu wagen, und werden belohnt als ob Sie Berge abgetragen hätten... Ich weiß schon, daß Sie der Gräfin Ihre Vermittlung verweigert haben.«

»Die Gräfin von Morges,« erwiederte V. J. Gridaine mit Bescheidenheit, »ist eine vortreffliche Mutter, die ihr Kind glücklich machen will, aber...«

»Aber Sie hat Ihnen nur zweitausend Thaler geboten, lieber Herr Gridaine.«

»Madame, wie können Sie denken...«

»Sechstausend Franken, wenn es sich um so viele Millionen handelt!... ich kenne das Vermögen des Herzogs... er besitzt so viel, daß er nicht weiß was er damit anfangen soll; ich werde daher jeden Dienst königlich belohnen.«

»Jeden Dienst!« erwiederte der kleine Mann mit einiger Unruhe. »Das ist viel, schöne Dame... es ist zu fürchten, daß die Theilung der Capitalien... doch ich sage dies nicht um meinetwillen. Jedermann kennt meine geringen Bedürfnisse und meine Uneigennützigkeit... Andere mögen durch niedrige Habsucht getrieben werden, ich erfülle meinen Beruf, den Damen zu dienen. Ein ehrlicher Mann muß freilich für seine Familie sorgen, aber der Reichthum macht nicht glücklich, und mein einziger Wunsch ist, meine alten Tage auf dem

Digitized by Google

Lande zu verleben . . . nicht gar weit entfernt, etwa in Meudon oder in Levallois.«

»Ich werde Ihnen so viel geben, daß Sie sich das schönste Landhaus der Welt kaufen können, lieber Herr Gridaine,« sagte die Marquise lächelnd. — »Doch zur Sache. Sie wissen, daß der Herzog nur ein Seitenverwandter der großen Familie Rostan in der Bretagne ist.«

»Ja, ich weiß es, ein sehr entfernter Seitenverwandter.«

Asträa warf einen verstohlenen Blick auf den Divan, wo Franz Rostan den Schlaf der Gerechten schlief.

»Sie wissen,« setzte sie leiser hinzu, »daß der einzige männliche Erbe dieser Familie der Sohn dieses Mannes ist?«

»Der Sohn des Herrn Marquis . . . ich habe davon gehört.«

»Haben Sie auch gehört was sich im Jahre 1825 auf den vormaligen Besitzungen dieser Familie zugetragen hat?«

»Ja,« erwiederte Gridaine: »ich weiß von einer Schreckensnacht, aus der sich ein schönes Drama für ein Boulevardtheater machen ließe.«

»Wer hat Ihnen diese Geschichte erzählt?«

»Lapierre und André.«

»Es war wirklich eine Schreckensnacht,« versetzte Asträa, ohne im mindesten die Fassung zu verlieren. »Ich war damals ein Kind, aber ich werde es nie vergessen. Die Strandwächter schossen die ganze Nacht. Die alte Marquise war in der Nacht gestorben . . . sie war meine Pathe. Mein Vetter, der Marquis Anton, wurde sammt seinem Diener Sulpice todt gefunden . . .«

»Sulpice!« wiederholte Gridaine, »ist es etwa . . .«

»Er war sein Vater.«

Digitized by Google

»Des Doctors Vater? . . . Ah! diable! . . . Und der Doctor hat Ihnen nie einen Teufelsſtreich geſpielt, ſchöne Dame? er ſoll ja ein Zauberer ſeyn.«

»Warum ſollte der Doctor etwas gegen mich haben?« fragte Aſträa, die Stirn runzelnd.

»Es iſt wahr,« erwiederte Gridaine haſtig; »Sie waren ja damals ein Kind, ſchöne Dame . . . Wie hätten Sie auch an der Sache betheiligt ſeyn können!«

Die Marquiſe ſah ihn nicht an; ſie brauchte ihn nicht zu beobachten um ſeine Gedanken zu errathen.

»Da einmal von Sulpice die Rede iſt,« ſagte ſie, »ſo muß ich Ihnen ſagen, daß der Doctor einen ſehr großen Einfluß auf den Herzog hat.«

»Sein Einfluß,« erwiederte Gridaine, »iſt aber mit jenem der Frau Marquiſe gar nicht zu vergleichen.«

»Ja wohl . . . es ſind übrigens zwei ganz verſchiedene Einflüſſe . . . Der Herzog, ein Mann von Einſicht und Verſtand . . .«

»Von hoher Einſicht und tiefem Verſtande,« ſetzte der Damenfreund hinzu.

»Der Herzog hat gewiſſe abſonderliche Ideen, ich möchte faſt ſagen: kindiſche Launen.«

»Das findet man bei allen großen Geiſtern, ſchöne Dame . . .«

»Allerdings . . . Der Herzog hat den Vorſatz, ſich an das Haus Roſtan anzuſchließen.«

»Und die Frau Marquiſe will den Erben und die Erbin des alten Bretagner Hauſes herbeiſchaffen, um ſie von dem Herzog zu Univerſalerben einſetzen zu laſſen.«

»Sie irren ſich, Herr Gridaine,« ſagte Aſträa, »dieſer

Digitized by Google

Gedanke geht von dem Doctor Sulpice aus, ich hatte nur an den Erben gedacht: wozu nützt auch die Erbin?«

»Das ist wahr,« erwiederte der Damenfreund mit einer Verbeugung: »wozu kann die Erbin nützen?«

»Die Erbin ist nur die natürliche Tochter des Marquis Anton und seiner Cousine,« sagte Asträa; »die Erbin hat auf Namen und Vermögen keinen Anspruch . . . aber der Herzog will sie haben, und sie muß herbeigeschafft werden.«

»Und der Erbe?«

»Kennen Sie nicht den jungen Fernand von Rostan?«

»Herr Lapierre und Madame Rio,« antwortete der kleine Mann lächelnd, »sind bereit, seine Identität zu bezeugen, das weiß ich . . . Diese treuen Diener haben ihn seit seiner Geburt nicht aus den Augen verloren . . . aber wird der Doctor Sulpice damit einverstanden seyn?«

»Der Doctor Sulpice wird sich bessern.«

»Glauben Sie, schöne Dame?«

»Ich bin fest davon überzeugt.«

»Seine Frau ist sehr hübsch; es wird ihr große Freude machen ihren Bruder Fernand zu begrüßen . . . Und welche Ehre, die Schwägerin der Frau Marquise zu seyn!«

»Der Frau Herzogin,« verbesserte Asträa; »Fernand wird Herzog.«

»Der Frau Herzogin!« wiederholte P. J. Gridaine; »es ist wirklich wahr, Paris ist das Paradies der schönen Frauen, wie Sie! — Ich habe mich dem Dienste des schönen Geschlechts gewidmet,« setzte er, einen ernsten Ton annehmend, hinzu, »aber ganz besonders Ihrem Dienste, Madame . . . Erlauben Sie mir eine Bemerkung?«

»Reden Sie, Herr Gridaine.«

Digitized by Google

»Sie wollen ſich mit Fernand vermälen?«

»Sobald als möglich!«

»Aber er liebt Sie nicht . . .«

Aſträa ſah ihn mit ſtolzem Lächeln an.

»Ich weiß . . . ich weiß!« ſetzte Gridaine hinzu. »Parbleu! es gibt in der Welt keine ſchönere, geiſtreichere, reizendere Dame, als Sie . . . aber Fernand hat den ſchlechten Geſchmack, Ihnen eine Nebenbuhlerin vorzuziehen . . .«

»Das glauben Sie.«

»Ich weiß es gewiß.«

»Wer iſt dieſe Nebenbuhlerin? . . . Solange Beauvais? . . . Die wird mich nicht mehr kümmern . . .«

»Nein, es iſt Gabrielle von Morges.«

»Ha! die tritt alſo gegen mich auf?« fragte Aſträa mit düſterer Stirn, aber ſie ſetzte lächelnd hinzu: »armes Kind! Mein großer Franz hat ihren Chevalier de Martroy verwundet . . . wie geht's dem ſchönen Roger?«

»Schlecht . . . der Doctor Sulpice behandelt ihn.«

»Er wird um ſeinen Arzt Trauer anlegen,« dachte die Marquiſe. — »Haben Sie mir ſonſt nichts einzuwenden?«

»Ja, ſchöne Dame,« erwiederte er, auf den ſchlafenden Roſtan deutend, »der da wird Ihnen über kurz oder lang das Lebenslicht ausblaſen.«

Aſträa lachte laut. »Es wäre wohl möglich,« ſagte ſie, »wenn er es wagte mich zu berühren, aber er waat es nicht.«

»Nehmen Sie ſich in Acht!«

»Iſt das Alles?«

»Nein . . . ich habe die Hauptſache für das Ende aufgeſpart.«

Digitized by Google

»Nicht möglich! Laſſen Sie doch hören.«

»Es iſt noch Zeit, Sie zu warnen, ſchöne Dame,« ſagte der kleine Mann mit Salbung. »Ein beiſpielloſes Glück ſteht Ihnen bevor. Abgeſehen von meiner aufrichtigen Zuneigung und Ergebenheit, betrachte ich Sie mit Theilnahme, wie einen kühnen Wanderer, der den unzugänglichen Gipfel eines Berges zu erklimmen ſucht. Sie ſind muthig und unternehmend, ja tollkühn. Es war ſchon ſehr vermeſſen, den Mann, der fünfzehn Jahre für Ihren Gemal gegolten hat, wie ein altes Kleid, das man nicht mehr mag, auf die Seite zu werfen; es war ſchon vermeſſen, vor der Welt zu erklären, daß Sie nur die Geliebte des angeblichen Gatten waren. Merken Sie wohl, Madame, daß ich von dieſem Manne ſelbſt nichts ſage . . .«

»Sie wiſſen alſo viel von ihm?« unterbrach ihn die Marquiſe.

»Ja, ſehr viel, ſchöne Dame,« erwiederte der kleine Mann mit einer Verbeugung.

»Deſto beſſer für Sie, Herr Gridaine; ich bezahle das was man weiß faſt eben ſo theuer, als was man thut.«

»Das iſt ſehr klug gehandelt, ſchöne Dame.«

»Fahren Sie fort,« ſagte Aſträa, deren Blick leuchtete; »ich höre Ihnen gern zu . . . Sie haben mich verſtanden . . . und Sie ſind der Zweite, dem ich ſo viel ſagen kann.«

»Und der da iſt der Erſte?« fragte P. J. Gridaine, auf den großen Roſtan deutend.

Die Marquiſe zuckte die Achſeln.

»Wenn er mich verſtanden hätte,« erwiederte ſie, »ſo wäre ich ſeine Frau und er wäre Herzog . . . Aber fahren

Digitized by Google

Sie doch fort! Ich will wirklich so auftreten und ich läugne nicht, daß es Vermessenheit ist.«

»Das Glück, schöne Dame, ist den Muthigen hold; aber der Muth darf die Grenzen des Möglichen nicht überschreiten . . . Sie konnten dies und noch vieles Andere vor der Welt erklären, denn Sie sind über dem großen Haufen erhaben; aber unter einer Bedingung . . .«

»Was meinen Sie?«

»Ehe ich Ihnen diese Bedingung nenne, muß ich eine Bemerkung voranschicken. Nach meiner schwachen Einsicht ist die Kühnheit nur so lange gut, als sie nothwendig ist. Sie wollen Herzogin von Rostan werden; warum auf Umwegen ein Ziel zu erreichen suchen, das man ganz bequem auf dem geraden Weg erreichen kann? Sie sagten so eben, dieser Mann hier könne Herzog von Rostan werden.«

»Ich verachte ihn,« entgegnete Asträa; »ich ließe es noch gelten, wenn ich ihn haßte . . . Jetzt nennen Sie die Bedingung.«

»Unter der Bedingung, daß Sie den Herzog von Rostan heirathen.«

»Ich habe selbst daran gedacht,« sagte Asträa.

»Wer hindert Sie daran?«

»Ich liebe Fernand.«

»So wie Sie lieben können . . .« begann P. J. Gridaine.

»Ja,« sagte Asträa mit dem Ausdruck der höchsten Leidenschaft, »ich liebe ihn . . . wie ich lieben kann!«

Gridaine war ganz verblüfft.

»Sie bleiben ein ewiges Räthsel,« erwiederte er nach einer kurzen Pause. »Ich habe kaum noch Hoffnung, Sie zu überzeugen; aber ich will wenigstens meine Meinung sagen.

Digitized by Google

Es liegt mir wenig daran, ob Sie Fernand lieben oder nicht; ich will ſogar annehmen, der Doctor Sulpice hindere Sie nicht, Ihrem kleinen Fernand das unermeßliche Vermögen des Trüffelkönigs und den Herzogstitel zuzuwenden; kurz, ich will annehmen, was Sie wollen ... Sie ſind verloren, Madame.«

»Verloren?«

»Fernand iſt der Sohn des Mannes, der für Ihren Gemal gegolten hat.«

Aſträa bewegte ihren Fächer.

»Sie wiſſen ſo viel, Herr Gridaine,« erwiederte ſie, »warum ſtellen Sie ſich, als ob Sie nicht wüßten, daß Fernand und Franz einander fremd ſind?«

»Ich weiß Alles und habe keine Zeit mich zu verſtellen ... Ich komme wieder auf das Urtheil der Welt zurück. Werden Sie der Welt erklären, daß Fernand nicht Roſtan's Sohn iſt und daß er folglich nur durch Betrug der Erbe des Herzogs werden kann? Wollen Sie den Diebſtahl öffentlich zur Schau tragen? Denn es iſt ein Diebſtahl, weil der Sohn Magdalenens und die Tochter Victoria's wirklich leben.«

»Wiſſen Sie das, Herr Gridaine?« fragte die Marquiſe. —

»Ja, Madame, ich weiß es ... Werden Sie ſagen: Hier iſt ein gewiſſer Fernand, dem ich aus eigener Machtvollkommenheit den Namen Roſtan gegeben habe zum Nachtheil des betrogenen rechtmäßigen Erben?«

»Sie werden langweilig,« erwiederte die Marquiſe verdrießlich; »wozu das Geſchwätz? Sie wiſſen wohl, daß ich ſo etwas nicht ſagen kann!«

Digitized by Google

»Wenn Sie dies nicht sagen, werden Sie also sagen: »dies ist der Sohn Franz Rostan's und Magdalenens ... des Marquis von Rostan, dessen angebliche Frau ich gewesen bin.« Das ist nichts Anderes, als Blutschande, und es gibt Worte, welche die Welt, wie nachsichtig sie auch sonst ist, nur mit Abscheu ausspricht ... Bedenken Sie wohl, Madame, die Kühnheit darf nicht in Wahnwitz ausarten! Ich bin kein Puritaner, und gleichwohl würde ich Sie um keinen Preis der Welt öffentlich vertheidigen. Ich habe durchaus keine Vorurtheile, aber vor einer solchen Anklage würde ich nicht den Muth haben zu schweigen; in solchen Fällen muß man in das allgemeine Geschrei der Entrüstung mit einstimmen.«

»Sie sind nicht beherzt, Herr Gridaine,« sagte Asträa, deren reizender Kopf sich auf die Brust senkte.

»Ich bin wenigstens aufrichtig, Madame.«

»Sie würden feig und hinterlistig in das Geschrei der Menge mit einstimmen?«

»Madame, ich würde schweigen, wenn der Schein gerettet wäre.«

»Wenn es wahr ist, was Sie sagen, Herr Gridaine, so urtheilt die Welt, deren Dolmetscher und Fürsprecher Sie zu seyn glauben, sehr sonderbar.«

»Ach! Madame,« sagte P. J. Gridaine, »ich bin weder der Fürsprecher noch der Dolmetscher der Welt. Die Welt will nichts von mir wissen, aber ich möchte gern recht viel mit ihr zu thun haben und schlüpfe zu ihr durch's Fenster hinein, wenn sie mir die Thür gewiesen hat. Ich brauche die Welt, und Sie wissen, was man braucht kennt man genau: Paganini kannte seine Geige nicht besser, als ich die Welt

Digitized by Google

kenne. Ich zeige sie Ihnen so wie sie ist und wie Sie sie durchaus nicht sehen wollen, weil Ihre Gedanken anderswo beschäftigt sind. Aber im Grunde predige ich einer Bekehrten: Sie leben seit fünfzehn Jahren in der vornehmen, eleganten Welt; Sie wissen besser als ich, daß sie Alles zuläßt, Alles entschuldigt — nur Eins nicht, nur Ein Ungethüm nicht, das der eleganten Welt Furcht und Schrecken einjagt, weil sie wohl weiß, daß ihr dieses Ungethüm über kurz oder lang verderblich werden muß . . .«

»Ich bitte Sie,« unterbrach ihn die Marquise, »sprechen Sie nicht in Bildern. Was für ein Ungethüm meinen Sie?«

»Das Scandal, Madame.«

Asträa konnte nicht sogleich eine Antwort finden. — P. J. Gridaine wischte seine Brillengläser ab und sah die Marquise von der Seite an.

»Herr Gridaine,« sagte sie endlich kalt und stolz, »ich liebe Fernand . : . Fernand wird Herzog von Rostan . . . und der Herzog von Rostan wird mein Gemal.«

Der Damenfreund machte ein bittersüßes Gesicht und antwortete nicht.

»Habe ich recht gehört?« fuhr sie fort. »Sie kennen doch mein Leben; so lange ich denken kann, bin ich in beständigem Kampf mit der Welt gewesen. Wer hat den Sieg davon getragen: ich oder die Welt?«

»Sie befinden sich wohl, Madame,« erwiederte Gridaine, »aber die Welt auch.«

»Die Welt besiegen, heißt nicht: sie tödten, sondern: sie dienstbar machen.«

Die Marquise war aufgestanden. Sie lehnte sich an das Camin in jener kräftigen, zwanglosen Haltung, in wel-

Digitized by Google

cher die Maler die spanischen Gitanos darzustellen pflegen. Wer sie sah, würde sich unwillkürlich an jenen Gewitterabend erinnert haben, wo sie vor der Möwenhöhle stand und Victoria herauskommen sah.

Es war noch immer das kühne, blendend schöne Mädchen. — Die letzten Sonnenstrahlen gaben ihren Augen einen röthlichen Schimmer und vergoldeten die Umrisse ihres herrlichen, üppigen Haares.

»Ja, ja,« flüsterte Gridaine, wie vormals Jean Touril, »Sie sind schön, sehr schön . . . aber was thut das?«

»Was ist denn die große Welt?« fuhr sie fort. »Ihr Kleinmüthigen machet aus ihr ein großes, furchtbares Gespenst, und am Ende zittert ihr vor eurem eigenen Werke. Ich glaube an dieses Gespenst nicht; es geht auf Stelzen und hat einen dicken Kopf von Pappendeckel, wie die Riesen in den Maskeraden. Würde die Welt heucheln, wenn sie stark wäre? So lange ich die Welt kenne, hat sie nur die Kleinen und Schwachen angegriffen. Wer ihr muthig entgegentritt, hat nichts von ihr zu fürchten. Was sie verbietet, muß man thun, um ihr zu gefallen, und sie sucht ihre Idole immer unter Denen, die ihr Trotz zu bieten wissen. Was sie für unmöglich erklärt, ist leicht; sie ist eine keifende, geschwätzige Alte, die der feurigen Jugend abhold ist; sie möchte gern beißen, aber sie hat keine Zähne . . . Und ich sollte mich dadurch einschüchtern lassen!« — Sie lachte höhnisch. »Ueberdies,« fuhr sie fort und trat auf den Damenfreund zu, der geschwind seine Brille wieder aufsetzte, »überdies müssen Sie bedenken, daß ich Herzogin werde, wer kann mir meinen Titel nehmen? Ich komme in den Besitz von Millionen: wer kann sie mir streitig machen? . . . Bedenken Sie wohl, Herzogin

Digitized by Google

und zehnmal, vielleicht zwanzigmal Millionärin . . . ich weiß nicht, wie reich der dicke Mann ist . . . als ich arm und unbedeutend war, vermochte man nichts über mich, geschweige jetzt! . . . »Sie legte dem Damenfreunde die Hand auf die Schulter und fragte höhnend: »Was für eine Welt meinen Sie denn? Etwa die ziemlich gemischte Gesellschaft, in der wir leben? oder den Kreis von Erwählten, die sich in ihrem kleinen Tempel einschließen und bald den Götzen bald die Götzendiener spielen? Aber ich bin im Stande, von meiner gemischten, aber glänzenden Gesellschaft so viel um mich zu versammeln, daß die eigentliche vornehme Welt, die Sie meinen, zu einer winzigen, unbedeutenden Coterie wird . . . Ha! ha! Sie haben mich gespornt, Herr Gridaine, statt mich aufzuhalten. Ich fühle mich, ich habe Waffen, ich will kämpfen . . . Verstehen Sie wohl, ich will!«

P. J. Gridaine drehte in aller Ruhe seine Daumen und erwiederte: »Nach Belieben, schöne Dame.«

»Noch diesen Abend,« fuhr Asträa fort, »müssen Sie mir eine kleine Bauerndirne auffinden, die eben so plump ist, wie mein Fernand civilisirt. Es versteht sich, daß sie in ganz verschiedenen Umgebungen gelebt und einander seit ihrer Kindheit nicht gesehen haben.«

»So viele Vorsichtsmaßregeln, wenn man der ganzen Welt Trotz bietet!« murrte P. J. Gridaine.

»Ich stehe noch nicht vor dem Feinde,« sagte Asträa; »ich bin erst im Anmarsch und kann über den ersten Kieselstein stolpern. Alles hängt noch von dem schwachköpfigen Trüffelkönig ab; ein Wort von dem Doctor Sulpice würde das ganze Gerüst des schönen Palastes, den ich mir für die Zukunft baue, über den Haufen werfen.«

Digitized by Google

»Und Sie glauben, der Doctor Sulpice werde das kleine Bauernmädchen paſſiren laſſen?«

»Der Doctor Sulpice wird gewiß vierundzwanzig Stunden brauchen, um die Lügen meiner Zeugen zu entdecken.«

»Vierundzwanzig Stunden!« wiederholte Gridaine leiſe, indem er ſie erſtaunt anſah.

Aſträa ſchlug die Augen nicht nieder. — »Das wird genügen,« ſagte ſie.

P. J. Gridaine ſtand auf, um auf Kundſchaft auszugehen. Es war in der That Niemand beſſer geeignet, als er, den von Aſträa beſtellten Artikel zu liefern. Aſträa begleitete ihn bis an den Corridor. Dem Vorzimmer gegenüber war ein Fenſter, an welchem man den Hof überſehen konnte.

Sie hörten plötzlich einen großen Lärm. — Die Marquiſe trat an das Fenſter, ſah ſich aber ſogleich um und rief dem Damenfreunde frohlockend zu: »Sagen Sie noch, daß mein Stern mir nicht günſtig iſt? . . . Kommen Sie! ſehen Sie!«

Der Lärm kam daher, daß die Dienerſchaft einem drallen, rothwangigen kleinen Bauernmädchen, das den Herrn vom Hauſe ſprechen wollte, den Eintritt verweigerte.

»Geſchwind!« ſetzte die Marquiſe hinzu, »gehen Sie hinunter und führen Sie das Mädchen zu mir.«

Gridaine beflügelte ſeinen ſonſt ſehr bedächtigen Schritt und eilte die Treppe hinunter.

Aſträa befand ſich einige Augenblicke in ihrem Boudoir allein. Der Tag neigte ſich, die Strahlen der untergehenden Sonne fielen nicht mehr ins Zimmer, um ihre blaſſen Wan-

Digitized by Google

gen mit Glut zu übergießen. Sie warf sich in ihren Armsessel und stützte ihr müdes Haupt auf die Hand.

»Der Herzog befindet sich wohl,« flüsterte sie; »Sulpice wacht . . .«

Der große Rostan regte sich im Schlaf.

»Wenn der ein Mann wäre . . .« dachte die Marquise.

Sie führte den Gedanken nicht aus; ihre Hände waren kalt und auf ihrer schönen Stirn zeigten sich einige Schweißtropfen.

»Zuerst Sulpice . . . dann der Trüffelkönig . . . Was haben sie mir gethan?«

Man hörte den schleichenden Gang des Damenfreundes im Vorzimmer.

»Was sie mir gethan haben?« fuhr die Marquise fort und ihr schönes, stolzes Haupt richtete sich auf. — »Was hatten mir die in der Bretagne gethan? Wer Platz braucht, macht sich Platz . . . Und der Gimpel spricht noch von dem Urtheil der Welt!«

Die Thür ging auf. Gridaine erschien auf der Schwelle und führte unsern Freund Loriot, als Bauermädchen verkleidet, in das Boudoir.

Digitized by Google

XV.

Das Verhör.

In der Straße Montaigne stand ein Haus, dessen Hinterseite an den Garten des Hôtel Rostan stieß. Im vierten Stocke hatte der Chevalier Roger de Martroy eine einfache Wohnung, die er so hübsch als möglich ausgestattet hatte. Roger war noch sehr jung, edel an Herzen und an Geburt. Das geringe Vermögen, das ihm seine verstorbenen Eltern hinterlassen hatten, war verthan: Roger hatte eine jener Künstlernaturen, für die es kein »morgen« gibt.

Die armen, harmlosen jungen Leute! sie sind die wahren Märtyrer einer eingebildeten, zwecklosen Religion, sie sind liebenswürdige, poetische Menschen, aber Nullen vom Gesichtspunkte der Industrie. In frühern Zeiten waren sie die fahrenden Ritter; in unsern Tagen darben sie im Stillen, um weder Advocaten, noch Wechselagenten, noch Bataillonscommandanten der Chasseurs von Vincennes zu werden.

Roger von Martroy lag schwer krank an einer Wunde, die er im Schlosse Maintenon erhalten hatte. Gemeiniglich war seine Wohnung sehr öde; aber diesen Abend war kaum Platz für die Besucher in dem kleinen Salon, durch den man zu seinem Schlafzimmer gelangte: es waren freilich

Digitized by Google

keine Poeten und keine Künstler, sondern sehr materielle Menschen, größtentheils »Drinkers.«

Wir hatten feierlichst versprochen, viel vom »Drinking-Club« zu erzählen; wir haben es versucht, aber es war vergebliche Mühe. Es ist unmöglich, diese Helden getreu zu schildern. Wir haben Blut und Wasser geschwitzt, denn auf den ersten Anblick schien die Sache möglich: es ist ja in der Ferne recht drollig, die dicken Genußmenschen anzusehen, die, um plumpe Scherze zu machen, das große Princip der Association in Ausführung bringen, die mit erleuchtetem Eifer die Völlerei und Trunksucht ermuthigen und für die größte Leistungsfähigkeit des Magens Preise aussetzen, kurz, die sich mit derselben Ueberlegung betrinken wie sich die Gemeinderäthe berathen! Aber in der Nähe betrachtet, ist es ein ergreifender Anblick.

Das »Goldene Haus« gähnt vom Keller bis zum Dach, wenn diese geistreichen Epikuräer eine Mahlzeit bestellen. Die Kellner bedienen sie schlafend, und die Beklagenswerthen, die sie in ihren Wirbel ziehen, erwachen erst acht Tage nach dem Schmause.

Die einzig möglichen sind Drinker I., der Trüffelkönig, Ehrenpräsident dieses zahlreichen Vereins, und Drinker IV. Baron Votel, Associé des Hauses Potel und Gambard, der seinen Geldbeutel und seine Gesundheit ruinirt, weil er bei seiner Frau, die immer ungläubig den Kopf schüttelt, gern als Wüstling gelten möchte.

Es sind gewichtige Leute, Advocaten, Kaufleute aus der Provinz, die dem Bacchus wöchentlich einen Tag widmen — und sich langweilen. Wo sind die alten Lebemänner, die wahren Roués geblieben? Ach! wir haben längst ver-

Digitized by Google

lernt, uns zu unterhalten, und die engliſche Allianz wird unſer letztes Lachen erſticken.

Gott ſegne den Drinking-Club! der Friede ſey mit den hochmögenden dicken Herren! Sie mögen ſchlemmen und ſchlafen und von ihren harmloſen Gotteslästerungen recht viele Exemplare abſetzen. Sie haben dem Auſternhandel und den Geſchäften der Venusdienerinnen einen neuen Aufſchwung gegeben.

Wir verzichten auf jede erſchöpfende Beſchreibung des Drinking-Clubs; er hat uns ungeheures Geld an zerriſſenem und verbranntem Papier gekoſtet.

Berühre die Königin nicht! ſagte der Caſtilianer. Wir wollen die Langweile unberührt laſſen.

Alle in dem Salon Roger's anweſenden Leute ſahen ungemein geſchäftig aus und ſprachen leiſe mit einander. Wir würden unter ihnen den Grafen von Morges, Vitzdom von Pomard, den Baron Potel, den Damenfreund P. J. Gridaine und viele Andere erkannt, auch einige Unbekannte, namentlich den jungen Leonard de Soeillour, Mitarbeiter an mehren ſatyriſchen Journalen und einzigen Sohn der Madame Rio, gefunden haben.

Die Thür des Krankenzimmers war mit einem Vorhange bedeckt.

»Wie!« ſagte der Vitzdom von Pomard, »der Doctor Sulpice behandelt ihn?«

»Und Madame Sulpice iſt ſeine Wärterin?« ſetzte Potel hinzu. »Eine reizende Wärterin!«

»Aber, mein Gott!« erwiederte P. J. Gridaine, der gar nichts zu wiſſen ſchien, »was bedeutet denn das?«

Digitized by Google

»Ich will's Ihnen sagen,« antwortete der Redacteur, der gar nichts wußte, »man scheint drüben im Schlosse bei dem Trüffelkönig Degenstöße ausgetheilt zu haben.«

»Dolchstöße!« verbesserte Potel.

Sensitive trat eben ein.

»Nein, meine Herren,« sagte er, »man ist sich mit dem Hirschfänger zu Leibe gegangen; ich weiß es von Fernand . . . Wie geht's dem armen Roger?«

»Schlecht, sehr schlecht.«

»Wissen Sie es schon?« sagte Leonard: »der kleine Fernand will . . .«

»Er ist ein liebenswürdiger junger Mann,« sagten mehre Stimmen, ohne ihn ausreden zu lassen.

P. J. Gridaine setzte hinzu:

»Wenn die Glücksgöttin ihre Gunst denen schenkt, die ihrer würdig sind, so kann man nicht sagen, daß sie blind sey . . . Aber entschuldigen Sie: warum diese Dolchstöße?«

»Man sagt,« erwiederte der Baron Potel, »der Marquis sey betrunken gewesen.«

»Wie! der Marquis hätte . . .«

»Das sagt man allerdings,« setzte der Associé von Gambard hinzu; »aber Andere behaupten . . .«

Er stockte.

»Es ist ein schlimmer Handel,« sagte Leonard, der Redacteur, mit wichtiger Miene, »ein sehr schlimmer Handel!«

Der Baron Potel, der neben ihm stand, flüsterte ihm zu: »Ich kann von Glück sagen, daß ich dem Wütherich nicht begegnet bin.«

»Baron, Sie sind immer glücklich.«

Digitized by Google

Potel machte eine verneinende Bewegung, die so stark bejahte, wie drei oder vier nickende Kopfbewegungen.

»Unverbesserlicher Don Juan!« murrte Leonard, ohne zu lachen.

Der Baron Potel drückte ihm mit Wärme die Hand und sagte so laut, daß es die Umstehenden hören konnten:

»Sprechen Sie doch leiser! . . . es sind ja Verwandte des Mädchens hier.«

Man plauderte in allen Gruppen, die sich gebildet hatten, und jeden Augenblick kamen noch andere Neugierige. Der arme Roger ahnte nicht, daß er so viele gute Freunde hatte.

»Ein sehr beachtenswerthes Talent,« sagte Sensitive in der Mitte einer kleinen Gruppe, »eine markige, ausdrucksvolle Stimme . . . Die bewußte Person kennen Sie so gut wie ich: »es war ein reizendes Wesen.«

»Es war?« wiederholte der Graf von Morges; »sie ist doch nicht todt?«

»Herr Graf, das Fräulein Solange Beauvais hatte in der Gesellschaft eine unangenehme, peinliche Stellung, die uns wirklich weh that. Man duldete sie . . . und seit dem Ereigniß spricht man schon von sehr bedenklichen Dingen . . . es ist eine alte Geschichte . . . ein Diebstahl . . .«

»Ein Diebstahl!« rief P. J. Gridaine, näher tretend; »ich falle aus den Wolken!«

»Lassen Sie hören,« sagten die Umstehenden zu dem Poeten; »erklären Sie sich!«

»Meine Herren,« erwiederte Sensitive, »Sie können denken, daß ich das arme Mädchen nicht beschuldige . . .

Digitized by Google

Wäre ich Geschworner, ich würde Sie ohne Bedenken freisprechen.«

»Wirklich, College?« entgegnete Leonard: »eine Giftmischerin und Diebin!«

»Herr Leonard,« erwiederte Sensitive mit Würde, »Sie erweisen wir zu viel Ehre, mich Ihren Collegen zu nennen. Ich habe allerdings einige schwache poetische Versuche herausgegeben, aber . . .«

»Aber ich habe nie Bericht darüber erstattet, lieber Herr und Nichtcollege,« unterbrach ihn Leonard; »ich habe Unrecht; morgen sollen Sie durch einen Artikel mit der Ueberschrift: »Kornblumen, Immergrün und Brotsuppe,« entschädigt werden.«

Dieser Leonard war ein garstiger, schlecht gekleideter Mensch, dumm, unverschämt, feig, geschwätzig, boshaft. Die übrigen schlimmern Fehler wollen wir mit Stillschweigen übergehen. Aber er war, wie man sagte, ein drolliger Mensch.

»Es ist also wirklich wahr,« sagte ein Neuankommender, »daß sie im Gefängniß sitzt?«

»Man sagt,« antworteten einige vorsichtige Leute, »Solange Beauvais sey eingezogen.«

Man sagte schon nicht mehr »Mademoiselle.«

»Im Grunde,« sagte Gridaine, »kennt man die Geschichte dieses Frauenzimmers nicht.«

Leonard kannte das Fräulein Beauvais nicht einmal von Ansehn. Er trat mitten in den Kreis.

»Ich will sie Ihnen erzählen,« sagte er mit Zuversicht.

Digitized by Google

Alle Umſtehenden wurden aufmerkſam. Leonard fuhr fort:

»Es war einmal eine Demoiſelle aus gutem Hauſe, die viele Romane geleſen und viele Lieder geſungen hatte. Sie hatte natürlich einen Geſang- und Clavierlehrer, der ein recht hübſcher Mann war, und ſeine üppigen ſchwarzen Locken mit Roſenpomade ſalbte. Die Demoiſelle, die aus der Provinz war, ward darüber nicht hinlänglich entrüſtet. Der Lehrer ſang ſchön und mit Ausdruck; höchſt wahrſcheinlich hatte er eine Baritonſtimme, denn das Fräulein wurde ſehr verliebt in ihn.«

Senſitive flüſterte ſeinem Nachbar zu: »Das iſt ein alter zurückgewieſener Journalartikel.«

»Glauben Sie?« ſagte der Nachbar.

»Die Journalartikel,« fuhr Senſitive fort, »ſind wie die von Quackſalbern zurückgetriebenen Hautkrankheiten: ſie kommen immer wieder zum Vorſchein . . . Kommen Sie, ich will Ihnen die wahre Geſchichte des Fräulein Solange erzählen.«

Leonard erzählte in ſeinem Kreiſe weiter:

»Die Baritonſtimme war damals unter den Geſanglehrern ſtark in der Mode; jetzt findet man faſt keinen Bariton mehr. Ich hoffe, die Mode wird wieder aufkommen, denn ich habe einen Vetter Bariton, der vor Durſt verſchmachtet. Es iſt bekannt, wie gefährlich die Geſanglehrer den Schülerinnen ſind. Vom Erſten bis zum Letzten beſitzen ſie alle Eigenſchaften, die nothwendig ſind, um zu gefallen. Familienväter, habt ein wachſames Auge! . . . Eines Abends ſagte der Geſanglehrer ſeiner Schülerin, Paris ſey das Paradies der Frauen. Das Fräulein rüſtete ſich zur Reiſe und Beide machten ſich auf den Weg . . .«

Digitized by Google

»Ist das wirklich wahr, was Sie da erzählen?« fragte P. J. Gridaine naiv.

»Es ist recht drollig,« sagte der Baron Potel.

Wir hatten gehofft, unsern Lesern hier auch den Associé Gambard vorzustellen, aber dieser ehrenwerthe Handelsherr hatte zu Hause Geschäfte.

In diesem Augenblicke deutete Sensitive, der mit seinem Nachbar sprach, auf den Grafen von Morges.

»Das Fräulein von Morges,« sagte er, »ist auch etwas dabei betheiligt ... still! ... der arme Roger seufzte jeden Abend unter ihrem Fenster ...«

»Der Dolchstich ist also aus Eifersucht gegeben worden?«

»Man weiß es nicht genau; ich hörte von einem Glase Wasser auf dem Nachttische des Trüffelkönigs und von einem weißen Pulver ...«

»Wissen Sie nicht, meine Herren?« sagte ein eben eintretender Freund Roger's, »der Untersuchungsrichter ist unten und wartet.«

»Der Untersuchungsrichter!« wiederholten die Umstehenden.

»Ich will Erkundigungen einziehen,« sagte der Graf von Morges, auf die Thür zugehend, »ich kenne den Untersuchungsrichter.«

Im Salon war's sehr unruhig. Der Thürvorhang, der den Eingang zum Krankenzimmer verhüllte, that sich auf und das ernste, blasse Gesicht Irenens erschien.

»Meine Herren,« sagte Irene, »will einer von Ihnen die Güte haben, meinen Mann zu holen?«

»Befindet sich Roger schlechter?« fragten Einige.

Irenens Kopf nickte bejahend.

Digitized by Google

»Vermeiden Sie gefälligst jedes Geräusch,« sagte sie.

»Wir nehmen so innigen Antheil an dem armen Roger . . .« begann der Baron Potel.

»Herr von Martroy wird Ihnen sehr dankbar seyn, meine Herren.«

Irene verneigte sich und verschwand hinter dem Thürvorhange. Sie hatte ihren Boten fortgehen sehen.

»Ist sonst Niemand bei ihm als diese junge schöne Dame?« fragte Gridaine.

»Ja wohl,« antwortete Potel, »ich sah Herrn von Galleran hineingehen.«

Leonard lachte. — »Baron,« sagte er leise, »die kleine Dame müssen Sie Galleran wegfischen.«

Hinter dem Thürvorhange hielt Irene den vor Zorn bleichen Galleran mit Gewalt zurück und zog ihn zu dem Krankenbette.

»Wie,« erwiederte der Baron Potel, »Sie glauben?«

»Ich wohne in der Rue-Neuve-des-Mathurins, Baron, Herr von Galleran ebenfalls. Ich will Ihnen erzählen was ich gesehen habe . . . aber lassen Sie mich in meiner Geschichte fortfahren. Hören Sie zu, meine Herren! Ich war bei der Abreise des Gesanglehrers und des Fräuleins aus gutem Hause. Sie kamen nach Paris. Der Gesanglehrer verzehrte die Schmucksachen des Fräuleins und ging davon, um seine Baritonstimme anderswo hören zu lassen. Er ließ seine Wäsche zurück. Ein schönes Beispiel, das von seines Gleichen selten nachgeahmt wird! Das Fräulein leerte ihre Thränensäcke, dann glitt sie aus . . .«

»Wegen dieses Wortes ist der Artikel zurückgewiesen worden,« sagte Sensitive zu seinem Zuhörer.

Digitized by Google

»Sie ſehen verſtimmt aus, meine Herren,« fuhr Leonard fort. »Das macht Ihnen Ehre. Das Fräulein hätte freilich nicht ausgleiten ſollen, aber ein junges Frauenzimmer, das einen Geſanglehrer gehabt hat, mußte Eisſchuhe tragen, um auf dem Pariſer Pflaſter zu gehen ... Paris iſt kein Paradies, ſondern ein Fegfeuer, ein gefährlicher Wald, ein Meer voll Untiefen und Klippen, ein reißender Strom, eine Löwengrube, ein bodenloſer Abgrund! ... Das Fräulein aus gutem Hauſe bekam bald wieder andere Geſchmeide. Das iſt die gute Seite von Paris, es erzeugt Schmuckſachen in Menge, die man beim Ausgleiten aufnimmt. Die Schmuckſachen tröſteten die Demoiſelle aus gutem Hauſe, aber ſie war aus der Provinz und beging den Fehler, ein Herz für ihr Herz zu ſuchen. So wird der abgeriſſene Faden des Romans immer wieder angeknüpft ... Jetzt, meine Herren, bewundern Sie die tyranniſche Gewalt der erſten Eindrücke. Für die Demoiſelle aus gutem Hauſe konnte ſich das Herz nur durch den Geruch der Haare verſtändlich machen. Sie fand ein blondes, ſtark pomadiſirtes Herz. Der Roſenduft dieſer Pomade erinnerte ſie an den Bariton ihrer erſten Liebe. Der Baron mit den Schmuckſachen hatte ihr ein Boudoir meublirt ...«

»Wie ſagen Sie?« unterbrach ihn Potel, Aſſocié von Gambard.

»Es war ein anderer Baron,« ſagte Leonard, »Sie waren's nicht.«

»Ich meublire Niemand,« murrte Potel; »ich brauche ſolche Hilfsmittel nicht, um zu gefallen.«

»Das Fräulein aus gutem Hauſe,« fuhr Leonard fort, »beging den großen Fehler, in das von dem Baron meublirte

Digitized by Google

Boudoir einen gewiſſen bildhübſchen, aber nicht mit Glücksgütern geſegneten Anatol zu führen ... Ich erlaube mir hier die Frage, wie ſolche arme Ritter ſo viel Pomade kaufen können? ... Der Baron hatte den feinen Geruch eines oft betrogenen Cavaliers: er witterte den Duft eines dritten Herzens und verſchwand ... Nun ging's wieder an den Verkauf der Geſchmeide. Dem Duft der Herzenspomade opferte das Fräulein aus gutem Hauſe zwei Armbänder, fünf Ringe und ein Medaillon, in welchem ſich die letzte Haarlocke des Barons befand. Dieſe Locke war à la minute mittelſt eines von der mediciniſchen Facultät geprüften und ohne Garantie der Regierung patentirten Verfahrens gefärbt. Als die Schmuckſachen fort waren, zündete das Fräulein eine Cigarrette an ...«

»Ich habe Mademoiſelle Beauvais nie Cigarretten rauchen ſehen,« unterbrach ihn P. J. Gridaine.

»Warten Sie nur, meine Herren! hier theilt ſich die Geſchichte, denn es iſt ein Sinnbild.«

Der Zuhörerkreis lichtete ſich ſogleich; aber Leonard hatte drei Viertheile ſeines Journalartikels angebracht. Um das Ende an den Mann zu bringen, hielt er einen Herrn, den er gerade erreichen konnte, am Rockknopf feſt.

»Die Demoiſelle,« fuhr er fort, »nimmt entweder ein tragiſches Ende, wie Solange Beauvais ... oder ſie ſpielt ihre Rolle in den tiefſten Schichten der Civiliſation weiter. Sie fällt einmal, zweimal, ſie fällt ſo oft und ſo tief, daß ſie ſich daran gewöhnt. Sie bekommt irgendwo das unauslöſchliche Merkzeichen, das die ſpeculirende Venus den Beſucherinnen des »Goldenen Hauſes« auf die Stirn drückt. Sie iſt eine Lorette geworden. — Bald nimmt ſie ſich nicht mehr die Mühe, den Staub, der nach jedem Fall zurückbleibt, ab-

Digitized by Google

zuſchütteln. Sie trägt den ſchwarzen Shawl mit gelben, rothen und blauen Blumen; ſie miethet eine Mutter und macht Jagd auf Herzen, deren Pomade ranzig iſt und denen keine Equipage zu Gebote ſteht. — Eines Tags wird ſie von dem Kutſcher ihres erſten Barons angeredet, und er hat das Recht dazu. Am folgenden Tage geht ſie über den Styx, um mit den Muſenſöhnen Brüderſchaft zu trinken und zu rauchen. — De profundis.«

Dies war der allzu ſatyriſche Artikel, der von den Journalen zurückgewieſen war. Dieſen Artikel hatte Leonard auf Beſtellung gemacht; der Beſteller war der Erfinder des Verfahrens, mittelſt deſſen die letzte Locke des Barons à la minute und ohne Gefahr für die Haut gefärbt worden war. Leonard war ein vielſeitiges Genie, und insbeſondere wußte er im Trüben zu fiſchen und ſeine unlautern Speculationen hinter der Maske eines literariſchen Poſſenreißers zu verbergen.

Im Salon entſtand eine Bewegung. Der Graf von Morges kam wieder; die Neugierigen umringten ihn.

»Ich konnte nicht erfahren, ob der Marquis von Roſtan compromittirt iſt,« ſagte er. »Der arme Trüffelkönig iſt wirklich zu beklagen, daß er ſolche Leute im Hauſe hat.«

Der Graf von Morges wäre nebſt Frau und Tochter gern allein im Hauſe des Trüffelkönigs geweſen.

»Was gibt's Neues?« fragte man ihn von allen Seiten.

»Die Sache ſcheint mir bedenklich,« antwortete er: »wir Alle werden als Zeugen vorgeladen, ich meine alle Perſonen, die ſich im Schloſſe Morges befanden. Der Mar-

Digitized by Google

quis ſcheint ein ſehr guter Freund von Solange Beauvais geweſen zu ſeyn, und der arme Roger wollte die Nachleſe halten.«

»Man ſagt,« unterbrach ihn der Baron Potel mit ſeinem albernen Lächeln, dem er gern einen boshaften Ausdruck gegeben hätte, »man ſagt, Roger habe einen andern Haſen gejagt.«

»Der Herzog wenigſtens befindet ſich wohl,« erwiederte P. J. Gridaine, »ich hatte heute die Ehre, die Marquiſe zu ſprechen.«

»Sie irren ſich,« entgegnete der Graf; »der Herzog iſt ſeit einiger Zeit oft bedenklich erkrankt. Dieſen Abend haben ſich wieder Symptome gezeigt, die nach der Erklärung des Doctor Sulpice auf eine Vergiftung deuten.«

»So! der Doctor Sulpice?« ſagten einige Stimmen.

»Er iſt ein ſchlauer Charlatan,« ſetzte Leonard hinzu: »er wird ſein Glück machen.«

»Wenn der Herzog bedenklich erkrankt iſt,« ſagte P. J. Gridaine, »ſo muß die Marquiſe ſehr unruhig ſeyn.«

»Dieſes gefühlvolle Herz iſt zu beklagen,« ſagte der Graf von Morges höhniſch. »Hören Sie was jetzt vorgeht. Der Unterſuchungsrichter iſt mit ſeinem Actuar bei dem Hausherrn. Man erwartet den Doctor Sulpice, der gewiß erklären wird, daß der Verwundete in einem zu gefährlichen Zuſtande iſt, um ein Verhör aushalten zu können. Der Richter will aber das Verhör vornehmen, das Geſetz gibt ihm das Recht dazu . . . wir werden Zeugen eines ſonderbaren Wortſtreites ſeyn.«

»In einem ſolchen Augenblicke,« ſagte Potel mit Pathos, »werde ich den Chevalier nicht verlaſſen.«

Digitized by Google

»Ich auch nicht! ich auch nicht!« setzten alle Anwesenden hinzu.

Sie würden auf das versprochene Schauspiel um keinen Preis verzichtet haben.

»Da sieht man die Folgen eines guten Lebenswandels,« sagte V. J. Gridaine salbungsvoll; »der junge Herr von Martroy hat kein Vermögen und seine Stellung in der Gesellschaft ist keineswegs ausgezeichnet, und gleichwohl nimmt man innigen Antheil an seinem Unglück und drängt sich vor seiner Thür, als ob er Herzog und Pair wäre! . . .«

Leonard zog sein Taschenbuch hervor und schrieb die beiden Reime: Berquin — coquin, um zu Ehren des vortrefflichen Gridaine eine Idylle zu dichten.

Der Damenfreund fuhr fort: »Nehmen wir dagegen die reizende, talentvolle, liebenswürdige junge Dame: Niemand bedauert sie, Niemand sagt ein Wort zu ihren Gunsten.«

»Sie war eine Perle, bevor sie in den Schlamm versank!« declamirte Sensitive; »sie sang gut.«

»Sehen Sie den Unterschied!« setzte Gridaine hinzu.

Es wurde spät Die theilnehmenden Freunde des Kranken sahen oft nach der Uhr. — Leonard nahm den Arm des Baron Potel, Hauptassocié des Hauses Potel und Gambard, und sagte leise:

»Baron, was würden Sie dem thun, der Sie der Theilnahme beschuldigte?«

»Der Theilnahme an dem Vergiftungsversuch?« sagte Potel entrüstet.

»Nein, an der nächtlichen Komödie, die dem Drama vorausgegangen ist.«

Digitized by Google

»Erklären Sie ſich.«

»Was würden Sie dem unbeſonnenen Journaliſten thun, der drucken würde, der berühmte Drinker P., Aſſocié des Hauſes P. und G., ſey verkleidet in den Corridors geweſen, als der Dolchſtoß geführt wurde?«

»Ich würde ihm meinen Degen durch den Leib ſtoßen,« antwortete Potel mit Nachdruck und ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen.

»Eine gute Idee!« ſagte Leonard, der ſich an die Stirn ſchlug. »Am folgenden Tage könnte man in die Zeitung ſetzen, der berühmte Drinker P., Aſſocié des Hauſes P. und G., ſey dem Redacteur mit dem Degen zu Leibe gegangen.«

Potel ſtreichelte ſich das Kinn und erwiederte nach kurzer Ueberlegung: »Dadurch wird auf Gambard die Aufmerkſamkeit gelenkt.«

»Dann laſſen wir Gambard weg.«

»Und überdies ſetzt das ſchwachköpfige Publicum meine tollen Streiche auf Rechnung des Trüffelkönigs . . . Ich habe ſchon viel Geld ausgegeben, um derlei Maſchinerien in Bewegung zu ſetzen, und den andern Tag ſagte man mir . . . denken Sie ſich, Herr Leonard, man ſagte mir ins Geſicht: da hat der dicke Drinker I. wieder einen Genieſtreich gemacht!«

»Das iſt allerdings ſehr fatal; aber wenn Sie erſt einen Namen haben, wird das ſchwachköpfige Publicum die tollen Streiche Anderer Ihnen aufbürden.«

Der Baron Potel ſteckte die Hand in die Weſte.

»Es wäre mir lieber,« ſagte er, »Sie erklärten dem Publicum rundweg, Drinker I. ſey nur ein Gliedermann, und ich, Potel, ſey das wahre Urbild des franzöſiſchen Schwanks . . . Sie ſprechen von Lauzun, von Fronſac, von

Digitized by Google

dem Marquis de Mirabeau und Andern . . . Ich erkläre Sie für einen Verleumder, und mein Zweck iſt erreicht . . . Ueberhalten Sie mich nicht: zu welchem Preiſe würden Sie einen ſolchen Artikel liefern? . . .«

»Der Doctor Sulpice!« ſagten einige Herren, die nahe an der Thür ſtanden.

Der Name ging von Mund zu Mund.

Der Doctor ging raſch, ohne zu grüßen, vielleicht ohne die Anweſenden zu ſehen, durch den Salon. — Einige Augenblicke nachher erſchien der Unterſuchungsrichter mit ſeinem Actuar und begab ſich in das Krankenzimmer.

Im Salon war Alles ſtill geworden; Jedermann war begierig zu wiſſen, was ſich in dem Krankenzimmer zutragen werde. Eine Geſellſchaft von Kaffehſchweſtern hätte nicht neugieriger und ſcandalſüchtiger ſeyn können. Gridaine hatte wirklich einen genialen Gedanken gehabt, den zahlreichen Beſuch für einen Beweis der Theilnahme und für eine Anerkennung der moraliſchen Eigenſchaften des Patienten zu halten.—Wohl zu merken: der Damenfreund war für die Marquiſe erſchienen.

Am Tage nach der Kataſtrophe hatte man im Schloſſe Morges erfahren, Roger von Martroy ſey Zeuge einer verbrecheriſchen That geweſen, bevor er unter dem Dolche ſeines nächtlichen Gegners gefallen. Ob Roger im erſten Augenblicke geſprochen hatte, oder ob es eine Erfindung des Marquis war? Das wußte Niemand, und die Juſtiz hatte es zu ermitteln.

Der Marquis war vorgeladen worden. Er war gewiſſermaßen Gefangener auf Ehrenwort im Hôtel des Trüffelkönigs.

Digitized by Google

»Heben Sie den Vorhang ein Bischen auf, Herr Gridaine,« ſagte Senſitive, — »nicht viel, nur um einen Blick hinein zu werfen . . . Alles dies hat einen pikanten Anſtrich, der die Phantaſie ſtark anregt.«

Potel und Leonard ſchauten ſchon durch die Oeffnung. Der Graf von Morges verſuchte zu horchen.

Der Unterſuchungsrichter und der Actuar ſaßen vor dem Bett; ſeitwärts ſtanden Galleran, Irene und Sulpice. Das Geſicht des Verwundeten ſchien im Lampenlicht leichenblaß. Seine Augen waren geſchloſſen, ſeine Hände auf der Bruſt gekreuzt.

»Doctor,« ſagte Galleran leiſe zu Sulpice, »wenn er ſpricht, iſt ſie verloren.«

Sulpice ſchwieg.

»Um Gottes willen!« fuhr Galleran fort, »wenn Sie ſie retten, bin ich der Ihrige, das ſchwöre ich Ihnen!«

»Was ſagt er zu ihm?« fragte man im Salon.

»Ich brauche Sie nicht,« ſagte Sulpice leiſe zu Galleran.

»Er wird den Chevalier hindern, die Wahrheit zu ſagen,« meinte Leonard; »Solange Beauvais war immer bei Madame Sulpice . . . ſie ſpielen Alle unter einer Decke.«

»Allerdings,« ſetzte P. J. Gridaine hinzu.

»Sehen Sie! ſehen Sie!« ſagte Potel.

Irene ſagte zu ihrem Gatten mit gefalteten Händen und mit Thränen in den Augen:

»Rette ſie, ich beſchwöre Dich bei unſerer Liebe!«

Der Doctor Sulpice wandte ſich ab.

»Herr Doctor,« fragte der Beamte laut, »kann der Verwundete reden?«

Digitized by Google

»Von ſich ſelbſt nicht,« antwortete Sulpice.

»Können Sie ihn zum Reden bewegen?«

»Wenn ich will.«

»Ohne Gefahr für ſein Leben?«

»Ja.«

Galleran verſteckte ſich hinter den Bettvorhängen. — Irene ſank auf einen Seſſel.

»Im Namen des Geſetzes,« fuhr der Gerichtsbeamte fort, »fordere ich Sie auf, den Kranken reden zu machen.«

Senſitive lauſchte und ſagte, wie mit ſich ſelbſt redend:

»Großartige, effectvolle Scene . . . tragiſche Enthüllungen, die gewaltig auf die Phantaſie wirken.«

»Ich wette zwanzig Louisd'or, daß er nicht ſprechen wird,« ſagte der Graf von Morges.

Sulpice war ſehr nachdenkend. Er wehrte ſeine Frau ab und ſchien plötzlich einen Entſchluß zu faſſen.

»Die Wahrheit muß bekannt werden,« ſagte er; »der Chevalier ſoll reden.«

Irene konnte einen Angſtruf nicht unterdrücken . . . Galleran ſank auf die Knie.

Sulpice hielt die linke Hand auf die Stirn des Verwundeten und mit der rechten drückte er ſeine Kinnlade.

»Ich habe ihn ſchon dreimal befragt,« ſagte der Beamte, der neugierig und zweifelnd zuſah; »es iſt ein Wunder, wenn er antwortet.«

Sulpice ſchüttelte den Kopf und antwortete ſchwermüthig lächelnd:

»Ich thue keine Wunder.«

Roger ſchlug die Augen auf.

Digitized by Google

»Man wird Ihnen verſchiedene Fragen vorlegen,« ſagte Sulpice langſam; »antworten Sie.«

Man hätte im Salon eine Fliege ſummen hören können:

»Herr Chevalier von Martroy,« ſagte der Beamte, »in Berückſichtigung Ihres Zuſtandes kürze ich die Formen ab und lege Ihnen nur einige Fragen vor. »Sind Sie am Vormittage des 10. Novembers dieſes Jahres in das Zimmer des Herzogs von Roſtan gekommen?«

»Ja,« antwortete der Chevalier kaum vernehmbar.

»Haben Sie dort ein junges Frauenzimmer gefunden?«

»Ja,« antwortete der Verwundete.

»Fräulein Solange Beauvais?«

»Ja.«

»Schlummerte der Herzog Roſtan?«

»Ich glaube wohl.«

»Was machte Solange Beauvais?«

Roger von Martroy ſchien zu zögern. — Alle Anweſenden hielten den Athem an.

»Antworten Sie!« ſagte der Doctor Sulpice gebieteriſch.

»Solange Beauvais,« ſagte der Verwundete mit matter zitternder Stimme, — »Gott verzeihe ihr . . . Solange Beauvais ſchüttete ein weißes Pulver in den Trank des Herzogs von Roſtan.«

---

*

Digitized by Google

Viertes Buch.
Der Doctor Sulpice.

I.
Chiffonnettens Kammermädchen.

Chiffonnette hieß jetzt Marie von Roſtan. Sie wohnte ſeit einem Monate bei dem Doctor Sulpice. — Loriot wohnte ſeit einem Monate bei der Marquiſe und hieß ebenfalls Marie von Roſtan.

Loriot hatte Lehrer aller Art. Der Vetter Fernand von Roſtan ſpielte den Galanten bei ihm. Der Trüffelkönig hatte den Wunſch geäußert, die beiden letzten Erben des Hauſes Roſtan durch das Band der Ehe vereinigt zu ſehen; Fernand erhielt daher von der Marquiſe die Erlaubniß, »Loriotte« den Hof zu machen. Es gibt Inſtincte. Die Marquiſe hatte ſich durch den Betrug des Knaben vollſtändig täuſchen laſſen, und gleichwohl fürchtete ſie die neue Nebenbuhlerin nicht.

»Loriotte« wußte ſich von ihrer Lage noch keine deutliche Vorſtellung zu machen. Sie war ein Mädchen geworden, und deshalb glaubte ſie an dem Paradieſe der Frauen Theil zu

Digitized by Google

haben. Die ganze Erbschaftssache war ihr ein Räthsel. — Ob wir Loriot lange als »Loriotte« aufführen werden? Er wäre gern damit zufrieden gewesen, denn er gefiel sich in seiner Mädchenrolle ungemein. Er hatte einen sehr gesunden Appetit und schlief bis an den hellen Morgen. Er hatte hübsche Kleider, ein Corset, das ihm wohl etwas lästig war, aber um schön zu seyn, konnte er schon etwas vertragen. Er hatte schöne weiße Strümpfe, feine Hemden und zierliche Schuhe, deren Sohlen nicht so dick wie eine Messerklinge waren. Was hätte er sich noch wünschen sollen? An Chiffonnette dachte er oft; er meinte, sie würde ihn sehr hübsch finden.

Die Marquise that ihm schön, aber er konnte sie nicht leiden; sie hatte einst seine Hände und Füße, auf deren Zartheit er sich nicht wenig einbildete, zu groß und plump gefunden, und seitdem hatte er einen geheimen Groll auf sie.

Aber die arme Chiffon dachte immer an ihren Loriot! Sie war auch glücklich, oder hatte wenigstens im Ueberflusse Alles, was man sich durch Geld verschaffen kann. Einen solchen Reichthum hatte sie sich nie träumen lassen; aber Loriot fehlte ihr.

Der Doctor und seine Frau kamen jeden Morgen an dem Bette ihres Kindes zusammen. Es herrschte Friede und Eintracht im Hause, aber die kalte Ruhe dieses häuslichen Lebens schien unheimlich an eine erloschene Liebe zu mahnen. Die beiden Gatten hatten eine unendliche Liebe zu ihrem Kinde; Irene schloß es jeden Morgen in ihre Arme und reichte es dem Doctor zum Kusse.

Eines Tages hörte Chiffonnette den Doctor sagen:

Digitized by Google

»Irene, ich habe kein Vertrauen mehr zu Dir, weil Du mir ungehorsam gewesen bist.«

Es war vermuthlich die Antwort auf eine Frage oder ein Vorwurf.

Ein anderes Mal fand sie Irene im Salon vor dem Portrait Sulpice's knien. Irene weinte. Die Kleine schlich sich leise fort. Trotz ihrer Arglosigkeit und Unerfahrenheit ahnte sie, daß im Hause etwas Räthselhaftes vorging. Sie war nicht neugierig, aber die unheimliche, geheimnißvolle Stille, die sie umgab, war ihr peinlich. Sie fragte und lauschte nie; der Zufall allein gab ihr einige Fingerzeige.

Sie sah zuweilen einen jungen hübschen Mann gleichsam verstohlen in die Wohnung des Doctors kommen Dieser Mann kam nie zu einer Zeit, wo Sulpice zu Hause seyn konnte. Zweimal sah sie, daß er vor der scheinbar schlafenden Irene stand und seine ausgebreitete Hand in einiger Entfernung auf und nieder bewegte.

Dieser Mann, den sie Herrn von Galleran nennen hörte, winkte ihr lächelnd Schweigen zu. Nach dem Urtheil Chiffonnettens hatte dieser Mann nicht das Aussehen, als thäte er etwas Böses.

Irene hatte ein leidendes Aussehen. Sie war oft eben so lange abwesend wie ihr Mann. Die Dienstboten begannen ihre Bemerkungen über die Störung des, noch vor Kurzem ungetrübten häuslichen Glückes zu machen. Chiffonnettens Kammermädchen versuchte zuweilen zu plaudern, aber die Kleine wollte nichts hören.

Dieses Kammermädchen war keine Zofe gewöhnlichen Schlages. Sie war ihrer Angabe zu Folge von adeliger Herkunft und wohl im Stande, die kleine Bretagnerin durch

Digitized by Google

ihre feine Erziehung zu blenden. Sie hatte nach ihrer eigenen Berechnung nicht weniger als 3500 Bände Romane gelesen, und da der Inhalt dieser 3500 Bände in ihrem Gedächtnisse geblieben war, so war sie eine lebende, unerschöpfliche Fundgrube von Albernheiten; — sie hieß Virginie... die Geliebte Ethelred's!

Sie hatte der kleinen Chiffon schon oft die lange, rührende Geschichte ihres Unglückes erzählt. Chiffon speisete allein oder mit Irene. Ein einziges Mal, seit einem Monate, war der Doctor Sulpice bei Tische erschienen.

»Lieber Cousin,« sagte die Kleine, denn auf sein Verlangen nannte sie ihn so, »woher kommt es, daß man Sie so selten sieht?«

»Marie,« hatte der Doctor geantwortet, »ich beschäftige mich mit Ihnen . . . Werden Sie mich noch lieb haben wenn Sie eine vornehme Dame sind?«

»Ah! lieber Cousin,« antwortete Chiffon, »ich bin schon mehr als ich werth bin. Eine vornehme Dame die nicht lesen kann!«

Irene küßte sie. »Es gibt Augenblicke,« sagte sie leise zu Sulpice, »wo ich an meine Tante Victoria denke, wenn ich die Kleine ansehe.«

Chiffonnettens Augen füllten sich mit Thränen; sie wußte nun den Namen ihrer Mutter.

Sie begleitete Sulpice bis an den Wagen, als er wieder ausfuhr.

»Cousin,« sagte sie mit zitternder Stimme, »Sie sagen nie etwas von meinem armen kleinen Loriot!«

»Ich suche,« antwortete der Doctor, der sie auf die Stirn küßte. »Adieu, Marie!«

Digitized by Google

Chiffon ging traurig und niedergeſchlagen wieder in ihr Zimmer. Es verging ein Tag nach dem andern und keine Nachricht! Was war aus ihrem Freunde Loriot geworden? Er war einen Monat, einen ganzen Monat in dem großen Paris, wo man viel leichter als auf der öden Haide verhungern, erfrieren, verſchmachten kann! In der erſten Stadt der Welt, wo man auf offener Straße menſchliche Weſen niederſinken ſieht, weil es ihnen an einem Biſſen Brot fehlt.

Zuweilen ſah ſie ihn im Traume, leichenblaß, mit hohlen Augen, die Hände nach den Vorübergehenden ausſtreckend, und keiner hatte Mitleid mit ihm! . . . O, wie gern gab ſie ein Almoſen, wenn ſie ausging. »Mein Gott,« ſagte ſie, »gib dies meinem armen Loriot!«

Andere Träume waren minder ſchrecklich: ſie ſah ihren Herzensfreund im Graſe liegen. Die Medaille der heiligen Jungfrau hing an ſeinem Halſe; dieſes Heiligenbild hatte ihn gerettet und aus dem hölliſchen Paris befreit . . . Loriot hatte den Weg in die Heimat wieder gefunden!

Er machte den weiten Weg ganz allein, der arme Loriot! Er hatte Niemand, mit dem er hätte traulich plaudern können! Und wenn er ſang, um ſein Brot zu verdienen, hatte er Thränen in der Stimme!

Chiffon fühlte ſich zu Irene hingezogen, denn Irene hatte Aehnlichkeit mit Loriot. Sulpice hatte ſeiner Frau verboten, der Kleinen die Geſchichte ihrer Familie zu erzählen. Chiffon wußte nicht, daß Irene die Schweſter Loriot's war.

Eines Abends, als die kleine Bretagnerin in den Salon kam, ſaß Irene in einem großen Armſeſſel mit offenen, ſtarren Augen. Galleran, der vor ihr ſtand, machte jene räthſelhaften Handbewegungen, die Chiffon ſchon kannte, aber nicht

Digitized by Google

zu erklären wußte. Irene hielt eine ſchwarze Haarlocke in der Hand.

Chiffonnette wollte wie gewöhnlich davon laufen, aber Galleran hatte ſie bemerkt.

»Bleiben Sie, mein Kind,« ſagte er; »Madame Sulpice könnte vielleicht einen Zeugen brauchen.«

»Einen Zeugen?« erwiederte Chiffon.

»Sie werden ſagen was Sie geſehen haben,« ſetzte Galleran hinzu.

Chiffonnette ſetzte ſich, über Irenens Stillſchweigen verwundert.

»Sie ſchläft,« ſagte Galleran leiſe.

»Aber ſie ſieht mich ja an,« entgegnete Chiffon.

»Nein, ſie ſieht Sie nicht.«

Irenens Mund that ſich auf. Sie ſprach einige Worte, die Galleran in ſein Taſchenbuch ſchrieb. Chiffon hatte den Sinn dieſer Worte nicht begriffen; nur ſo viel hatte ſie verſtanden, daß von einem Morde die Rede war. Sie ſchauderte.

Irene ſprach den Namen der Marquiſe Aſträa aus und ſagte: »In vier Tagen, den 5. December . . . Aber Nieul nicht . . .«

Dieſer Name kommt in der Bretagne häufig vor; Chiffon wurde aufmerkſamer.

Irene ſchien peinlich aufgeregt. »Ich ſehe ſie! ich ſehe ſie!« rief ſie in einem gereizten Tone, den Chiffon noch nicht bei ihr gehört hatte. »Sie ſpricht von Solange!«

»Von Solange! . . . Was ſagt ſie von Solange?« fragte Galleran haſtig, indem er ihr die Hand auf die Stirn hielt.

Irene ſchien heftig aufgeregt. »O, Unglücklicher!«

Digitized by Google

ſtammelte ſie, und nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu: »Der Herzog von Roſtan iſt ſeit drei Tagen ſehr blaß geworden!«

»Aber Solange! Solange!« wiederholte Galleran ungeduldig.

Dieſen Namen hatte Chiffonnette ſchon gehört. Irene hatte in ihrer Gegenwart mit Sulpice von dieſer Solange geſprochen, aber der Doctor hatte nie geantwortet.

Galleran wandte ſich zu der kleine Bretagnerin. Er hatte Thränen in den Augen.

»Mademoiſelle Marie,« ſagte er leiſe, um Irene nicht zu wecken; »Sie haben ſich nie an Gott verſündigt, Sie ſind ein Engel: beten Sie für die Unglückliche, deren Name genannt iſt.«

»Ich will beten,« ſagte Chiffon.

Sie hielt Wort; ſie ſchloß den Namen Solange täglich in ihr Morgen- und Abendgebet ein. Dieſe Solange war ihr lieb geworden, und zuweilen war ſie neugierig, das Geheimniß dieſes großen Unglücks kennen zu lernen.

Chiffonnette ſchlief ſehr ſpät ein. Sie beſaß ein lebhaftes, leicht empfängliches Gemüth, und Alles was um ſie vorging machte einen weit ſtärkern Eindruck auf ſie, als in den erſten Tagen. Sie fing an, jeder Wahrnehmung, die ſie bis dahin nicht verſtanden, einen Sinn beizulegen. — Wo war ſie? Sie hätte wohl Aufklärung bekommen können, wenn ſie geneigt geweſen wäre, Virginie zu ihrer Vertrauten zu machen. Virginie hatte ihren literariſchen Schatz durch einige Theaterſtudien vermehrt. Aus Dramen und Vaudevilles lernt man das wirkliche Leben faſt eben ſo gut kennen, wie aus Romanen. Virginie war jetzt im Stande, jedes Lebensproblem zu löſen.

Digitized by Google

Aber Chiffonnette behielt ihre Zweifel für ſich. Das Räthſelhafte, Geheimnißvolle ihrer Lage war ihr mehr anziehend als abſchreckend. Sulpice war die Herzensgüte ſelbſt; Irene war ſtill und ſanft: bei ihnen konnte ſie alſo keine böſen Abſichten vermuthen.

Einen ſonderbaren Umſtand können wir nicht verſchweigen. Das Haus des Doctors hatte einen ziemlich großen Garten mit alten Linden. Die Hauptallee führte zu einem Pavillon, deſſen Fenſter faſt immer geſchloſſen waren. Chiffon hatte nur Irene und ein junges Stubenmädchen, dem die Frau vom Hauſe ſehr gewogen war, aus- und eingehen ſahen.

An einem ſchönen Novembertage ging Chiffon mit Virginie in den Garten. Unter den abgeſtorbenen Gewächſen waren nur die Wucherblumen vom Froſte verſchont geblieben. Während ſie einige dieſer Blumen pflückte, hörte ſie eine Stimme in der Lindenallee.

Die beiden Mädchen erſchraken, wie Robinſon, als er Fußſtapfen im Sande bemerkte.

Die Stimme ſagte:

»Pflücket nur Blumen . . . Ihr könnet ſie auf ſein Grab legen . . .«

Chiffon und Virginie ſahen ſich um. Sie bemerkten in der Allee eine weibliche Geſtalt in Trauer. Die Unbekannte war noch ſchön, trotz ihrer Magerkeit und Bläſſe. Sie ſtreckte die Hand gegen die beiden Mädchen aus; ihr Blick irrte unſtät umher.

»Das arme kleine Grab!« ſetzte ſie hinzu; »die Kinder brauchen ſo wenig Platz!«

Dann ſtützte ſie die gefalteten Hände an einen Baumſtamm und legte die Stirn auf die Hände.

Digitized by Google

»O! ich habe ihn nie gewiegt!« ſagte ſie leiſe. »Pflücket nur Blumen!«

Virginie ſtieß ihre Begleiterin an und ſagte, die Augen verdrehend: »Dahinter ſteckt eine tragiſche Geſchichte!«

Chiffonnette winkte ihr Schweigen zu.

Die Dame in Trauer richtete ſich auf. Sie hielt ihre Arme wie eine Mutter, die ihr ſchlummerndes Kind trägt, und ſang ein bretagniſches Wiegenlied mit ſo wehmüthiger, rührender Stimme, daß ſich Chiffon der Thränen nicht erwehren konnte.

»Ich errathe Alles!« ſagte Virginie; »das Kind iſt irgendwo im Garten begraben . . . dieſe Unglückliche iſt das Opfer eines tyranniſchen Gatten oder eines heimtückiſchen Onkels, der ein abſcheuliches Complott gegen ſie geſchmiedet hat!«

Chiffon betrachtete die arme Mutter, die nun zu lächeln begann. Sie fühlte ſich zu ihr hingezogen. Sie ging unwillkürlich auf ſie zu.

»Gehen Sie nicht in ihre Nähe, Mademoiſelle!« warnte Virginie; »es iſt vielleicht eine Wilde wie in der »Schneecapelle . . .«

»Ich habe ihn geſehen!« ſagte die Unbekannte leiſe, »dieſe Nacht . . . im Traume . . . Er iſt groß wie ein Mann . . . er iſt ſchön . . . Ich lebe nur noch in meinen Träumen . . .«

Dann winkte ſie Chiffonnette zu ſich und rief leiſe: »Victoria! Victoria!«

In dieſem Augenblicke ging die Hausthür auf und das Mädchen, das Chiffonnette öfters in den Pavillon hatte gehen ſehen, kam raſch in den Garten.

Digitized by Google

»Sie werden mir einen Verdruß zuziehen, Madame Magdalena!« rief sie. »Der Herr Doctor sagte, Sie müßten heute im Bett bleiben!«

Die Wahnsinnige ging langsam wieder in den Pavillon; aber ehe sie eintrat, sah sie sich um und warf der kleinen Bretagnerin lächelnd eine Kußhand zu.

Und Chiffon glaubte zu hören, daß sie sagte: »Adieu, Victoria!«

Chiffon überließ sich ihren Gedanken, als sie allein in ihrem Zimmer war. Sie dachte: »Alle Leute hier haben meine Mutter gekannt!«

Abends beim Schlafengehen sagte Virginie zu ihr: »Mademoiselle Marie, ich habe viel an die Unglückliche gedacht, die wir im Garten gesehen haben . . . 'Vilmerange war ein ausschweifender junger Cavalier, der viel Geld vergeudete, um seinen zügellosen Leidenschaften zu fröhnen. Als er sein Vermögen verthan hatte, beschloß er seinen Vater in einen Kerker zu sperren und für todt auszugeben, um sich seines Erbes zu bemächtigen. Rodolfo war sein Helfershelfer. Der unglückliche Guichard, der Vater Vilmerange's, schmachtete siebenunddreißig Jahre und drei Monate in dem unterirdischen Burggewölbe. Rodolfo brachte ihm jede Nacht um zwölf Uhr ein Commißbrot und eine Unschlittkerze. Frisches Wasser bekam er nur jeden Mittwoch . . .«

»Dieser Pavillon ist aber kein Gefängniß,« entgegnete Chiffon.

»Es sind vielleicht unterirdische Räume da,« erwiederte Virginie. »Aber Vilmerange war noch nichts gegen die grausame Favita, Gräfin von Montecocomero. Ihre Mutter Cäcilia mißbilligte das anstößige Leben der ehrvergessenen

Digitized by Google

Favita. Lucrezia Orsini, Catarina Faliero und andere zügellose Venetianerinnen waren die Genossinnen der Gräfin. Unter den Männern, die ihren Palast besuchten, waren Jacopo Gritti, Filippo Civetta und der berüchtigte Andrea Paleologo, ein Grieche von Geburt, der später den Cardinal Concha ermordete. Jeden Abend konnte man auf der Seufzerbrücke diese liederliche Gesellschaft vorübergehen sehen. Die Gondeln glitten geräuschlos über die blauen Wogen, in welchen sich der Sternenhimmel spiegelte . . . Venedig! Mademoiselle Marie, haben Sie schon von Venedig gehört und von den Lagunen, in denen die Paläste ihre Marmorstufen baden? Mein sehnlichster Wunsch wäre, auf dem Rialto ein Dutzend schöner Nächte mit einer Sammtmaske zu verleben . . . Doch ich muß Ihnen die Geschichte zu Ende erzählen. Die ruchlose Gräfin von Montecocomero brachte Cäcilia nach Calabrien in ein von dem blutdürstigen Stefano bewachtes Schloß . . . Als der junge Adriani sie endlich in diesem Versteck auffand, hatte sie achtzehn Linien lange Nägel und konnte ihre Muttersprache nicht mehr reden.«

Chiffonnette schlief. — Virginie betrachtete sie mit bitterer Verachtung.

»Eine solche Dirne findet eine Familie!« murrte sie. »Ich habe sie auf der kothigen Landstraße gesehen und jetzt schnarcht sie auf seidenen Polstern! . . . Der Himmel ist wahrlich nicht gerecht!«

Sie rief ihren Ethelred an, der noch immer nicht erscheinen wollte, um die Nacht ihres Unglücks zu erleuchten.— Dann putzte sie sich mit Chiffonnettens Hut und Shawl, um in dem kleinen Luxembourgtheater, wo »der wüthende Eber«

Digitized by Google

gespielt wurde, die noch übrigen Abendstunden zuzubringen.

Chiffon träumte von ihrem Herzensfreunde Loriot.

Eines Morgens hatte Chiffonnette ihren schönsten Putz anzulegen: sie sollte dem Herzog von Rostan vorgestellt werden.

Virginie war nicht auf ihrem Posten. Chiffonnette wartete halb wachend. Sie hatte in Monatsfrist freilich noch nicht verlernt, ohne Hilfe ihres Kammermädchens flink aus dem Bett zu springen, aber sie träumte, und durch Träumereien wird man in den Frühstunden gelähmt. Die kleine Bretagnerin sann über Alles nach, was ihr in Paris widerfahren war. Sie fragte sich zum hundertsten Male, was man mit ihr vorhabe. Warum sollte sie dem Herzoge von Rostan vorgestellt werden? Man hatte ihr nicht einmal gesagt, wie nahe sie diesem Manne stand, dessen Namen sie führte. Abends vorher hatte ihr Irene gesagt: »Marie, Sie haben im Garten zufällig eine sehr unglückliche Frau gesehen. Sie hat den Verstand verloren. Später werden Sie ihre Geschichte erfahren.«

Was sollte sie Alles erfahren, wie viele Räthsel waren zu lösen! Die beständige Gesellschaft Virginiens, dieses wandelnden Lesecabinets, war auf ihr junges Gemüth nicht ganz ohne Einfluß geblieben. Chiffonnette fing auch an, Romane zu machen, und aus den sie umgebenden Räthseln Geschichten zusammenzustoppeln. Wenn sie nicht an ihren lieben Loriot dachte, so beschäftigte sie sich hauptsächlich mit zwei Dingen, zwei räthselhaften Erscheinungen: mit der Unbe-

Digitized by Google

kannten, welche Irenens Kammermädchen »Madame Magdalena« genannt hatte, und mit jener andern Unbekannten, welche sie, ohne sie gesehen zu haben, auf Galleran's Bitten in ihr Gebet einschloß. Diese Letztere hieß Solange.

Standen diese beiden Unglücklichen in besondern Beziehungen zu einander? Und worin bestand das Unglück der armen Solange, deren Name den Augen Galleran's Thränen entlockt hatte?«

»Ach! Mademoiselle,« sagte Virginie, außer Athem herbeieilend, »Sie werden mir zürnen, denn der Schein ist gegen mich . . . aber ich bin unschuldig, ich schwöre es Ihnen!«

»Ist es denn so spät?« fragte Chiffon.

»Es ist noch nicht sehr spät,« erwiederte Virginie; »aber wer dient, muß immer fürchten, seine Herrschaft unzufrieden zu machen . . . Sie sind freilich immer sanft und freundlich mit einer Unglücklichen, aber . . .«

Sie stieß einen gewaltigen Seufzer aus und sagte mit Ingrimm: »Wenn man selbst zum Gebieten geboren ist!«

»Sie sind diesen Morgen ausgegangen, Virginie?« fragte Chiffonnette.

»O, dieses Paris!« sagte die Geliebte Ethelred's mit tragischer Geberde; »wir sind unser drei zusammen aus meiner Heimat gekommen; es ist kaum ein Monat . . . alle drei jung und recht hübsch . . . mich ausgenommen,« setzte sie, die Augen niederschlagend, hinzu. »Wir hatten alle drei die schönsten Hoffnungen. Ich habe eine sorgfältige Erziehung genossen, ernste Lectüre hat mein Gemüth erhoben, ich stamme aus einer vornehmen Familie . . . und Sie sehen,

Digitized by Google

in welche Lage mich die Verhältniſſe verſetzt haben . . . Rathen Sie was aus den beiden Andern geworden iſt.«

»Sagen Sie es mir,« erwiederte Chiffon.

»Die eine hieß Pauline, die andere Georgette . . . Pauline ſuchte ganz einfach einen Dienſt; Georgette wollte in Arbeit gehen . . . Denken Sie ſich, Mademoiſelle, Georgette iſt in Saint-Lazare!«

»Saint-Lazare?« wiederholte Chiffon.

»Es iſt ein Gefängniß . . . das Gefängniß für Frauenzimmer.«

»Ach! das arme Mädchen!« ſagte Chiffon.

»Und Pauline iſt eine Gräfin!« ſetzte Virginie mit großem Aerger hinzu.

»Wirklich!«

»Ja, ich habe ſie beſucht . . . ich habe ihr natürlich nicht geſagt, daß ich im Dienſt bin. Sie hat wunderhübſche Zimmer, ein Boudoir, einen Salon, überall Teppiche . . . und Kleider! Es iſt prächtig anzuſehen, wie ſie ſich trägt! . . . Strecken Sie den Fuß aus, Mademoiſelle, ich will Ihre Stiefeletten zuſchnüren . . . Die Eine iſt alſo im Gefängniß, und die Andere in Sammt und Seide! Und Beide haben ganz dasſelbe gethan.«

»Was denn?« fragte Chiffonnette ganz arglos.

Virginie ſchlug die Augen nieder und gab ſich alle Mühe, roth zu werden.

»Ach! Mademoiſelle« ſeufzte ſie, »wenn ich die vornehmen Herren und die Großhändler hätte erhören wollen, ſo wäre ich, wie Sie mich hier ſehen, vielleicht eine Herzogin; aber lieber würde ich ſterben! . . . Ich meine, die beiden Mädchen ſind nicht ſittſam geblieben. Georgette hat ſich un-

Digitized by Google

ter die Studenten begeben; man wird ſie betrunken gemacht haben, und Sie wiſſen, in ſolchem Zuſtande . . .«

»Ja wohl,« ſagte Chiffon, die an ihren Loriot dachte. »Mein Kleid!«

Während das Kleid zugeſchnürt wurde, ſetzte ſie hinzu: »Es iſt ſonderbar! Ich weiß nicht, warum meine Kleider mit jedem Tage weiter werden. Dieſes Kleid war geſtern ganz knapp und heute iſt es zu weit.«

Virginie kannte wohl die Urſache dieſer Umwandlung: ſie hatte in Chiffonnettens Kleide den ganzen geſtrigen Abend getanzt. Sie antwortete:

»Das kommt von der Pariſer Luft; meine Kleider ſchlieſſen auch nicht mehr feſt . . . Pauline hingegen hat ſich in die Vorſtadt Montmartre gezogen, und denken Sie ſich, welch ein Glück ſie gemacht hat! Sie hat einen Waarenſenſal gefunden, der ihr monatlich zweitauſend Franken gibt, unter der Bedingung, daß ſie ſich Gräfin von Limburg nennt . . . Sie ſollten nur ſehen, Mademoiſelle, wie ſchön ſie ſich in ihrer Rolle ausnimmt . . . Deshalb habe ich mich ein Bischen verſpätet . . . Und dann hat mich Herr Roblot angeredet, um ſich nach Ihnen zu erkundigen.«

Vermuthlich vertrat unſer Freund Roblot bei ihr die Stelle Ethelred's.

Während ſie mit Chiffonnettens Anzuge beſchäftigt war, fiel ihr eine Papierrolle aus der Taſche. Sie nahm eine geheimnißvolle Miene an.

»Ich kann Ihnen beweiſen, Mademoiſelle, daß ich nicht lüge,« ſagte ſie; »denn hier iſt ein Bündel Papiere, das Pauline aus dem Gefängniß gebracht hat, als ſie die arme Georgette beſuchte.«

Digitized by Google

Chiffon betrachtete ſich im Spiegel. Sie war in ihrer hübſchen Toilette kaum wieder zuerkennen. Sie gehörte wirklich zu den Landmädchen, die in Paris ihre wahre Heimat zu finden und eine Verkleidung abzulegen ſcheinen, um ſich in ihre wahre Uniform von Gaze oder Seide zu kleiden.

Sie fragte nicht was die Papierrolle enthielt, weil ſie mit ſich ſelbſt beſchäftigt war. Chiffon fand ſich hübſch und ſagte wie Loriot vor dem Spiegel: »Ach! wenn er mich jetzt ſehen könnte!«

Virginie biß ſich in die Lippen. »Ich habe dies für Mademoiſelle gebracht,« ſagte ſie.

»So?« erwiederte Chiffon zerſtreut.

»Ich bin nicht neugierig,« fuhr die Romanleſerin fort; »warum ſollte ich mich auch um ſolche Dinge kümmern?... Aber ich dachte, Mademoiſelle würde gern über die bewußte Solange etwas erfahren . . .«

»Solange?« wiederholte Chiffon, ſich umſehend.

»Und über Madame Magdalena,« ſetzte Virginie hinzu.

Chiffonnette ſtreckte unwillkürlich die Hand aus, um die Papierrolle zu nehmen; aber ſie ließ den Arm ſinken... ſie konnte noch nicht leſen.

»Ich habe mich vielleicht geirrt,« ſagte Virginie, die das Papier in den Buſen ſteckte; »Mademoiſelle ſcheint ſich für Solange und Magdalena ſo wenig zu intereſſiren, wie ich.«

Digitized by Google

II.

Die Gefangene.

Virginie ließ ſich mit Fragen beſtürmen; ſie zierte und ſträubte ſich ein Weilchen, ehe ſie ſich entſchloß, die Neugier Chiffonnettens zu befriedigen. Der Leſer kennt ſie ſchon als ein albernes Geſchöpf. Alle Dummheiten und Lächerlichkeiten, die in den von ihr verſchlungenen 3500 Bänden enthalten waren, hatten ſich in ihrem Kopfe angehäuft.

»Auch ich,« ſagte ſie endlich, »auch ich habe mehr als einmal den Wunſch gehegt, meine Lebensgeſchichte zu ſchreiben; aber ich fürchtete immer, ich könne mich zu ſehr in Einzelnheiten vertiefen . . . Ein Schriftſteller, der von ſich ſpricht, gefällt ſich ſo ſehr in ſeiner Arbeit, daß er gar nicht ahnt, welche Mühe er Andern auflegt. Ich ſchreibe in meinen Mußeſtunden ein Buch; aber ich nehme darin den Namen Sempronia an, und ich hoffe, daß mich Niemand erkennen wird.«

»In dieſen Papieren iſt alſo von Solange und Madame Magdalena die Rede?« fragte Chiffon.

»Vielleicht auch von Ihnen,« ſagte Virginie.

»Von mir?«

»Dieſe Papiere ſind durch einen ſonderbaren Zufall in meine Hände gekommen . . . Ihr Name iſt nicht genannt, aber . . .«

Digitized by Google

»Wie können Sie mich so quälen?« sagte Chiffon ungeduldig.

»Es ist darin auch von einem jungen Menschen die Rede . . .« begann Virginie, die ohne Erbarmen war, wie das Vorspiel zu einem Melodrama.

»Loriot!« rief Chiffon.

»Dieser pikante Beiname ist ebenfalls nicht genannt,« erwiederte Virginie.

Chiffonnette nahm nun ihrem Kammermädchen gegenüber einen ernsten Ton an. »Mein Kind,« sagte sie, »ich bin keine Heilige . . . ich habe Sie zu mir genommen, weil ich Sie auf der Reise gesehen hatte und eine alte Bekannte wiederzufinden glaubte . . . Was enthalten diese Papiere? Antworten Sie mir kurz und vernünftig, oder ich schicke Sie fort!«

Es war das erste Mal, daß das Fräulein Marie von Rostan zum Vorschein kam. Virginie wurde auf einmal so geschmeidig wie ein Handschuh.

»O, meine liebe Demoiselle,« sagte sie mit einem mißlungenen Versuch zu schluchzen, »sollte ich Sie wirklich beleidigt haben? . . . ich habe Sie ja so lieb!«

Chiffonnette stampfte mit ihrem Füßchen ungeduldig den Teppich.

»Ja, ja,« fuhr Virginie rasch fort, »es ist eine merkwürdige Geschichte! . . . Ich habe diese Blätter nur flüchtig gelesen und kann Ihnen keinen logischen, zusammenhängenden Ueberblick geben. Wenn Sie erlauben, will ich Ihnen das Manuscript vorlesen; es ist eben so interessant wie ein mittelmäßiger Roman, obgleich Mademoiselle So-

Digitized by Google

lange in dieſem Fache der Literatur keine große Uebung zu haben ſcheint.«

»Sie hat es alſo ſelbſt geſchrieben?« fragte Chiffon, deren Neugier auf's Höchſte geſpannt war.

»Ja, Mademoiſelle . . . und dieſe Abenteuer würden immer ſehr intereſſant ſeyn, wenn auch nicht von bekannten Perſonen die Rede wäre.«

»Von welchen Perſonen?«

»Von dem Doctor Sulpice . . . Madame Irene . . . Herrn von Galleran . . .«

»Leſen Sie! leſen Sie!«

Chiffonnette, deren Toilette noch nicht beendet war, ſetzte ſich vor das Caminfeuer und bot ihrer Jungfer einen Stuhl. Virginie ſetzte ſich mit wichtiger Miene. Sie räuſperte ſich und begann zu leſen:

»Solange Beauvais an ihre Mutter . . .«

»Mademoiſelle,« ſagte die unbarmherzige Virginie, ſich unterbrechend, »ich muß Ihnen ſagen, wie dieſes Manuſcript in die Hände meiner Freundin Pauline, jetzigen Gräfin von Limburg, gekommen iſt . . . denn Sie könnten vielleicht einige Bedenklichkeiten hegen . . .«

Chiffonnette zitterte vor Ungeduld. — Virginie ließ ſich nicht irre machen und fuhr gelaſſen fort:

»In dem Frauengefängniß gibt es mehre Claſſen. Der Kürze wegen will ich die Unglücklichen in zwei Lager theilen: in die Schlachtopfer und die Quälgeiſter. Dies hat Pauline von Georgette erfahren. Die Quälgeiſter ſind die Diebinnen und alle gewiſſenloſen Perſonen, die ihre Schande wie einen Schmuck zur Schau tragen; die Schlachtopfer hingegen ſind

Digitized by Google

die armen Geſchöpfe, die den Fehltritt bereuen und ſich beſſern wollen . . .«

»Solange gehört gewiß zu dieſen!« fiel ihr Chiffon in's Wort.

»Solange iſt des Diebſtahls und des Mordes angeklagt,« erwiederte Virginie.

»Iſt es möglich!«

»Solange ſelbſt ſagt es in ihrem Tagebuche . . . Aber trotzdem iſt ſie unter den Schlachtopfern, weil ſie nichts geſteht und ihre Unſchuld betheuert.«

»O, ſie iſt gewiß unſchuldig!« ſagte Chiffon.

»Ich geſtehe, daß ich es nicht weiß,« erwiederte Virginie; »das menſchliche Herz iſt ein bodenloſer Abgrund, den nur das Auge Gottes zu ergründen vermag.«

Ihr Gedächtniß war mit ſolchen Tiraden vollgepfropft.

»Daher kommt es, daß ſie von den Erzgaunerinnen verfolgt und abſcheulich behandelt wird; die ſaubere Sippſchaft kann es ihr nicht verzeihen, daß ſie ſich ihrer Heldenthaten nicht rühmt. Kurz und gut, die Diebinnen bemerkten, daß Solange in der Nacht ſchrieb. Sie ſtahlen ihr das Manuſcript, um es zur allgemeinen Erheiterung vorzuleſen . . .«

»Das iſt ja ſchrecklich!« fiel ihr Chiffonnette ins Wort.

»Ja wohl . . . einer armen Gefangenen zu wehren, ihre Leiden dem Papier anzuvertrauen! . . .«

»An ihre Mutter zu ſchreiben!«

»Sie müſſen wiſſen, daß Georgette eigentlich kein Schlachtopfer iſt, weil ſie eine gute Portion Keckheit beſitzt... aber man kann ſie auch nicht unter die Verbrecherinnen zäh-

Digitized by Google

len, denn ſie hat ein gutes Herz; das hat ſie bewieſen: ſie iſt in der Nacht aufgeſtanden und hat den Diebinnen das geſtohlene Manuſcript weggenommen.«

»Um es der armen Solange zurückzugeben?« fragte Chiffon.

»Allerdings . . . Aber am andern Morgen kam Pauline . . . ſie ſind Beide ſehr neugierig. Denken Sie nur! ein Mädchen, das der Giftmiſcherei angeklagt iſt . . .«

»Und Pauline hat das Manuſcript mitgenommen?«

»Ja, um es mir zu leſen zu geben . . . denn ich bin von uns Dreien die Einzige, die . . . was man ſagt, Bildung hat.«

Chiffon ſann nach. — Virginie ſah ſie verſtohlen an und fuhr fort: »Wenn Sie wollen, Mademoiſelle, ſo will ich das Manuſcript wieder ins Gefängniß tragen.«

»Ja, ich will es,« antwortete Chiffonnette; »gehen Sie auf der Stelle.«

Virginie nahm Shawl und Hut. Chiffon verſchlang das Manuſcript mit den Blicken.

»Es fällt mir ein,« ſagte Virginie, »um dieſe Zeit kann man die Gefangenen nicht ſprechen.«

»Wann iſt denn die Zeit?«

»Nach dem Eſſen . . . wenn man einen Erlaubnißſchein hat.«

»Dann können Sie ihr dieſe Papiere alſo nicht ſelbſt übergeben?«

»Nein.«

»Dann bleiben Sie!«

Virginie legte Hut und Shawl wieder ab.

Digitized by Google

»Ich kann Ihnen im Vertrauen sagen, Mademoiselle, was ich davon gelesen habe ist sehr merkwürdig!«

Chiffonnette antwortete nicht. Sie hätte Alles was sie in der Welt besaß gegeben, um den Gehalt der Papierrolle kennen zu lernen; aber eine innere Stimme rief ihr zu: »es ist ein Geheimniß, das ich nicht verletzen darf!«

»Man kann den armen Gefangenen zuweilen viel Gutes thun,« setzte Virginie hinzu, »wenn man ihre Verhältnisse genau kennt.«

Chiffonnette schwieg noch immer.

»Ich soll es also nicht vorlesen, Mademoiselle?«

»Nein,« antwortete sie traurig.

Virginie nahm das Manuscript und blätterte wie zufällig darin herum.

»Doctor Sulpice,« sagte sie, hier und dort einen Namen herauslesend; »Irene ... Marquise Asträa ... Herzog von Rostan ...«

»Rollen Sie die Papiere wieder zusammen!« befahl Chiffonnette.

Virginie bereute bitter die Bedenken, die sie bei ihrer jungen Gebieterin hervorgerufen. Sie hatte die Absicht gehabt, ihre Neugierde zu reizen; sie war über das Ziel hinaus geeilt. Die Ehrlichkeit der kleinen Bretagnerin war größer, als ihre Neugier.

Virginie legte die Papierrolle auf den Tisch, hielt aber die Hand darauf.

»Ich weiß Ihr Zartgefühl zu würdigen, Mademoiselle,« sagte sie nach einer Pause, »aber es ist wirklich schade.«

Digitized by Google

»Das Gespräch mag immerhin interessant seyn,« erwiederte Chiffonnette, »ich horche nicht an der Thür.«

Virginie dachte: »es ist gut, daß ich es weiß.«

»Sie verstehen mich nicht, Mademoiselle,« erwiederte die Zofe, »für Sie ist nicht schade.«

»Für wen denn, etwa für Sie?«

»Ach, mein Gott!« sagte Virginie, die Achseln zuckend, »die Neugier plagt mich nicht . . . ich meine, für Solange selbst ist es schade.«

»Wie so?«

»Herr Sulpice vermag gar viel . . .«

»Das ist wahr.«

»Und Sie selbst, Mademoiselle, werden auch gar viel vermögen, wenn Sie erst das Schooßkind des steinreichen Herzogs von Rostan sind.«

»Und Sie glauben, man könne dem armen Mädchen nützlich seyn?«

Wir gestehen aufrichtig, daß der kleinen Bretagnerin der Mund wässerte, als sie diese Frage that. Sie war sehr mitleidig, aber auch sehr neugierig.

»Ich glaube wohl, Mademoiselle,« antwortete Virginie, »gewiß weiß ich's freilich nicht; man muß die Umstände kennen lernen, und das ist nur möglich, wenn man das Manuscript liest . . .«

Chiffonnette schloß die Augen, um nachzusinnen. Das Blut stieg ihr in die Wangen. Wie schön sie war, die kleine Bretagnerin . . . und wie gut!

Das Resultat ihres stillen Nachdenkens war folgendes:

»Ich schwöre Ihnen, Virginie, daß ich, trotz meiner Neugier, den Inhalt des Manuscriptes nicht anhören würde,

Digitized by Google

wenn ich nicht hoffte, der unglücklichen Solange nützlich seyn zu können.«

»Ich stehe zu Befehl, Mademoiselle,« sagte Virginie mit einem lauernden Blick. »Ich werde anfangen wann Sie wünschen.«

»Fangen Sie an,« erwiederte Chiffon.

Virginie nahm wieder den Platz ein, auf den sie eine Weile das Recht verloren hatte. Sie schneuzte sich, wie ein Actuar, der sich anschickt, ein Protokoll vorzulesen, und sah ihre junge Gebieterin an, um das Zeichen abzuwarten.

Chiffonnette setzte ihre Füßchen, die in Aschenbrödel's Pantoffeln Platz gefunden haben würden, auf den Feuerbock und lehnte ihr reizendes Lockenköpfchen auf die Hand. — »Fangen Sie an!« sagte sie ernst.

Virginie begann:

»Solange Beauvais an ihre Mutter in Bourges.

»Gefängniß Saint-Lazare, November 1852.

»Gute, theure Mutter! Der Schmerz, den ich fühle, wird verdoppelt durch den Gedanken an den Schmerz, den ich Dir verursachen werde. Zum zweiten Male bin ich verhaftet und in Gesellschaft von gewissenlosen, ehrvergessenen Geschöpfen; zum zweiten Male schließen sich die Thüren dieses Kerkers hinter mir.

»Mutter, geliebte Mutter! Ich habe Dir mein ganzes Leben, meine Thätigkeit gewidmet, um bei Dir und meinen jungen Geschwistern den leider zu früh verstorbenen Vater zu ersetzen . . . und doch habe ich Dir immer nur Kummer gemacht! Verwünscht sey der Tag, wo ich zum ersten Male den

Digitized by Google

Entſchluß faßte, nach Paris zu gehen! Mein Bruder und meine Schweſter mögen an mir ein Beiſpiel nehmen und nie hierher kommen! Hörſt Du wohl, Mutter? nie! Die Männer werden hier ſchlecht, die Frauen von Gott verlaſſen.

»Man ſchildert Paris als ein Paradies; das iſt ein grauſamer Spott, eine Lüge gewiſſenloſer, verderbter Menſchen. Ich urtheile nach mir ſelbſt; vielleicht gibt es hier Glückliche. Ich wünſche es . . .«

Virginie hielt inne, ihre Augen ſchwammen in Thränen; das gute Kind war ſehr weichherzig: ſie hatte beim Leſen der 3500 Bände 3500 mal geweint.

Nach einer Pauſe las ſie weiter:

»Mit welchen ſchönen Hoffnungen war ich hierhergekommen! Erinnerſt Du Dich noch, liebe Mutter, als ich Dir Lebewohl ſagte? Du begleiteteſt mich bis an den Wagen. Die Kleinen riefen mir zu: Adieu, Schweſterchen! ſchicke uns Spielzeug von Paris!

»Ich war ſtolz. Mein Vater hatte mir eine feine Erziehung geben laſſen. Ich dachte unterwegs: der Vater muß dort oben glücklich ſeyn, er ſieht mich; er hat um meinetwillen viel entbehrt, ich will es ſeiner Witwe und ſeinen Waiſen vergelten. Es iſt ſchön, es iſt edel, wenn ein junges Mädchen eine ganze Familie erhält.

»O, wie ſchnell hat mich Gott für dieſen Hochmuth beſtraft! Welchen quälenden Kummer habe ich gehabt für die geringe Unterſtützung, die ich Dir gewährt! Ich weiß, Du wirſt nie an mir zweifeln, Mutter, ſonſt würde ich nicht mehr leben. Ich bitte Dich, lehre meine Geſchwiſter mein Andenken ehren. Ich habe gethan was ich konnte. Ich lege Dir ein offenes Bekenntniß ab.

Digitized by Google

»Du wirſt nie an mir zweifeln! . . . O, warum biſt Du nicht da, geliebte Mutter, um mich an dein Herz zu drücken und meinen Schmerz zu mildern! Ich zweifle ſelbſt an Dir! Wenn man Dir ſagt: Deine Tochter iſt des Diebſtahls, des Mordes beſchuldigt . . . Gott im Himmel! wie habe ich die Kraft gefunden, dieſe entſetzlichen Worte niederzuſchreiben! . . .«

Hier waren zwei Seiten durchſtrichen. Es war die traurige Geſchichte ihrer Verhaftung und der Behandlung, die ſie zu erdulden hatte.

Virginie las weiter:

»Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß man lange von einem großen Prozeſſe ſprach. Der Name Lafarge iſt mir im Gedächtniß geblieben. Gott behüte mich, daß ich über ſie ein Urtheil fälle: ich bin ja in einer ähnlichen Lage. Ich erinnere Dich nur daran, Mutter, weil Du Madame Lafarge anfangs für unſchuldig hielteſt, aber ſie in deinem Gewiſſen verurtheilteſt, als ſich aus den Verhandlungen ergab, daß ſie vor ihrer Verheirathung eine Banknote entwendet hatte . . .«

Virginie hielt inne und legte das Manuſcript auf ihren Schooß.

»Ich habe ſie geleſen!« ſagte ſie, »zwei Bände in Octav . . . Memoiren der Madame Lafarge, von ihr ſelbſt geſchrieben. Es war recht hübſch dargeſtellt . . . ſie war unſchuldig . . . Ich habe auch den Prozeß Peytel geleſen . . . ein Notar, der ſeine Frau erſchlagen hatte . . . und den Prozeß Marcellange . . . eine vornehme Dame, die ihren Mann aus dem Wege geräumt hatte . . . Es gibt nichts Intereſſanteres, als die Verhandlungen der Aſſiſen!«

Digitized by Google

Chiffon gab ihr einen Wink fortzufahren.

»Ich glaube,« las Virginie weiter, »daß meine Richter urtheilen werden wie Du, und daß sie die früher gegen mich erhobene Anklage des Diebstahls als einen erschwerenden Umstand betrachten werden.

»Wer auf der Erde eine ungerechte Strafe erleidet, wird gewiß einst reichen Ersatz für alle Leiden erhalten. Ich werde in jener Welt beten für Alle, die meinen Leib getödtet und meine Seele vernichtet haben.

»Ich habe Dich seit fünf Jahren nicht gesehen, Mutter. Heinrich ist zwölf Jahre alt; Clara hat ihre erste Communion gehalten. Sie werden recht viel weinen! Mein kleiner Bruder möchte gewiß gern herkommen und seine große Schwester vertheidigen. Wenn er zwanzig Jahre zählt und ich todt bin, wird er dann noch an meine Unschuld glauben?

»Vor fünf Jahren — es ist mir, Mutter, als wären es viele, viele Jahre — sang ich in einem Concert für die Armen. Ich glaubte um mich ein dumpfes Summen zu hören, meine Augen waren so geblendet, daß ich die Zuhörermenge nicht sah; Du warst arm und ich war wenig unter Menschen gekommen. Es war mir unaussprechlich bange zu Muthe und die Töne wanden sich mühsam aus meiner Kehle; aber ich war glücklich, denn ich hörte Stimmen, welche sagten: Sie singt gut! sie ist schön!

»Als ich fertig war, entfernte ich mich unter rauschendem Beifall und fand mich in deinen Armen wieder. Dein Herz pochte, deine Augen waren mit Thränen gefüllt, Du küßtest mich zärtlicher als sonst. Ja, ich war sehr glücklich! . . . Ich habe seitdem wieder Beifall geerntet, aber so groß ist meine Freude nie wieder gewesen.

Digitized by Google

»Wir wurden umringt; die eleganten Damen verglichen mich mit berühmten Sängerinnen; die Herren sagten: Madmoiselle Solange muß nach Paris gehen.

»Dieses Wort »Paris« berauschte mich, mein Blut wallte. Weißt Du, was ich damals träumte? Franz Müller, der berühmte Pianist, setzte sich zu uns. Er sagte zu Dir: »Madame, Ihre Tochter muß eine Künstlerin werden.« — Und als Du mit der Antwort zögertest, setzte er lächelnd hinzu: »Sie muß nach Paris, in den Tempel der Kunst, in das Paradies der Frauen!« Dein Beichtvater, den Du um Rath fragtest, sagte Dir: Behalten Sie Ihre Tochter bei sich. Du wolltest mich behalten. Mein Beichtvater, dem ich vorstellte, daß es Dir an Mitteln fehle, Clara in ein Institut und Heinrich in die hohe Schule zu schicken, besann sich lange; endlich antwortete er mir: »Befragen Sie Ihr Herz, und Gott sey mit Ihnen!« — Mein Herz! ich liebte euch so zärtlich! Müller erneuerte seine Vorstellungen und ich sagte ihm: Suchen Sie mir eine Schülerin.

»Er sah mich an; ich sehe ihn noch vor mir mit seiner hohen Stirn, mit seinem großen geistvollen Auge. »Künstlerin, Mademoiselle Solange,« erwiederte er, »nicht Lehrerin! Folgen Sie meinem Rathe.« — Wir in Bourges hatten die entgegengesetzte Meinung: wir dachten, die Künstlerin habe eine mißlichere und minder geachtete Stellung, als die Lehrerin.

»Müller reiste ab. Er schrieb mir, die Gräfin von Colombel wünsche mich zur Lehrerin ihrer Töchter zu haben, und ich sagte Dir Lebewohl, liebe, gute Mutter.

»Hier beginnt für Dich die Geschichte dessen, was Du nicht weißt; denn ich habe Dir meine Leiden und Bedräng-

Digitized by Google

niſſe immer verſchwiegen. Meine Briefe ſagten Dir: deine Tochter iſt glücklich. Jetzt, da ich meinem Ende nahe bin, mußt Du Alles wiſſen . . .«

Chiffon legte die Hand auf den Arm der Vorleſerin. Sie hatte eine namenloſe Angſt: ſie war bis dahin allen heftigen Gemüthserſchütterungen fremd geblieben. Sie kannte weder Theater noch Bücher. Dieſe klagende Stimme that ihrem Herzen unendlich weh.

»Ich würde Alles in der Welt hingeben, um ſie zu retten!« ſagte ſie.

»Warten Sie!« erwiederte Virginie; »wir wollen die Fortſetzung ſehen.«

Chiffon ſuchte ſich zu faſſen und trocknete ihre thränenfeuchten Augen.

»Ich leſe ſo gut vor!« ſetzte Virginie hinzu; »eine Andere würde nicht ſo viel Effect machen.«

Chiffon antwortete nicht. Virginie, die ſelbſt neugierig war, las weiter:

»Es war ein ſchönes Hôtel in der Straße Anjou, Vorſtadt Saint-Honoré. Der Graf Colombel bekleidete ein diplomatiſches Amt. Es kamen viele Beſuche. Die Perſonen, welche die Salons der Gräfin beſuchten, waren gewiſſermaßen die Elite aller Schichten der Geſellſchaft, der guten wie der ſchlechten. Alles was glänzte hatte Zutritt.

»Der Graf beachtete mich wenig; die Gräfin konnte mich nicht leiden; die beiden Kinder, Eugenie und Marie, hatten mich unendlich lieb. — Müller, den ich ein einziges Mal ſah, ſagte mir: »Sie haben es gewollt. Unter allen, von den Bedürfniſſen unſerer Civiliſation geſchaffenen Stellungen iſt die einer Erzieherin die ſchwierigſte und mühe-

Digitized by Google

vollſte. Die Geſellſchaft, welche Sie um ſich ſehen, wird Sie zurückweiſen, wenn Sie ſich ihr nähern wollen; ziehen Sie ſich vor ihr zurück, ſo wird man Sie haſſen. Ihre Rolle iſt die Beſcheidenheit, oder vielmehr die Unbeweglichkeit... Befolgen Sie meinen letzten Rath, und hüten Sie ſich, hier weder zu ſchön, noch zu talentvoll, noch zu geiſtreich zu ſeyn!« — Ich wollte mich überzeugen, wie viel Wahres an dieſen traurigen Worten ſey. Ich zog mich von der Geſellſchaft zurück, und mußte ſchwer dafür büßen. Anderen iſt es eben ſo gegangen wie mir; ich habe keine Erzieherin gekannt, deren Schickſal nicht in der einen oder andern Weiſe traurig geweſen wäre.

»In das Haus der Gräfin von Colombel kamen zwei höchſt elegante junge Herren. Der Eine, den man Fernand nannte, galt für einen Emporkömmling ohne Familie; der Andere war ein Edelmann, Namens Robert von Galleran. Ich erwähne ſie, Mutter, weil der Erſte, der mir Gutes thun wollte, mich ins Unglück ſtürzte, und der Andere einen ſeltſamen Einfluß auf mein ganzes Leben ausgeübt hat. Jetzt weiß ich, daß er in meinen Gedanken eine große Rolle ſpielt, aber ich weiß nicht, was ich eigentlich für ihn fühle.

»Galleran hatte Vermögen gehabt, aber ſein Erbtheil war größtentheils verthan. Fernand gehörte zu den jungen Leuten, deren Subſiſtenzmittel ſelbſt für ihre Bekannten ein Räthſel ſind . . .«

»Wenn Sie ermüdet ſind, Mademoiſelle« . . . ſagte Virginie, ſich unterbrechend.

Chiffon hatte in der That den Kopf auf die Hände geſtützt, aber ſie that es um beſſer zu hören. Der Name Galleran, der plötzlich auftauchte, gab der unglücklichen Solange in Chiffonnettens Augen ein neues Intereſſe.

Digitized by Google

»Fahren Sie fort,« ſagte ſie; »ich fürchte, daß man mich holen wird . . . Leſen Sie ſchneller.«

Virginie las weiter:

»Zu der Zeit, wo das ſchreckliche Ereigniß, das ich Ihnen erzählen will, ſtattfand, hätte ich Ihnen nicht genau ſagen können, wer dieſe beiden Herren waren. Fernand ſchien mir große Aufmerkſamkeit zu widmen, aber ich achtete gar nicht darauf. Er kam öfter als Galleran. Die Gräfin empfing ihn ſogar in ihrem Boudoir, und dies bot den Läſterzungen reichen Stoff. Das Benehmen der Dame gegen mich war ſelbſt den Gäſten zuweilen auffallend, und bei mehren Gelegenheiten hatte mich Fernand eifrig in Schutz genommen. Ich war ihm herzlich dankbar dafür, aber ich fühlte wohl, daß ein ſolcher Fürſprecher mir nur ſchaden könne.

»Einmal warf ihm die Gräfin ſeine Parteilichkeit in ſolchen Ausdrücken vor, daß ich mich genöthigt ſah, ihr den Dienſt aufzukündigen. Im Intereſſe der beiden Kinder Eugenie und Marie erklärte ich mich bereit, bis zu Ende des Monats zu bleiben.

»Am 9. Mai 1849 (dieſer Tag wird mir ewig im Gedächtniß bleiben,) gab die Gräfin von Colombel einen glänzenden Ball. Das Hôtel iſt groß, aber es waren ſo viele Gäſte geladen, daß man's wie in den Bürgerhäuſern machen mußte: mehre Zimmer wurden ausgeräumt und ausſchließlich für das Feſt eingerichtet. Dieſe Umwandlung wurde auch mit dem Boudoir der Gräfin und mit meinem Zimmer vorgenommen. Man brachte ihre Toilette und Geſchmeide in den zweiten Stock, und wies mir und den beiden Kindern ein Nebenzimmer an.

»Fernand hatte die beiden Kinder außerordentlich lieb, und dies war's vielleicht, was mich zu ihm hinzog. Er kam

Digitized by Google

nie, ohne ihnen einen Beſuch zu machen und halbe Stunden lang mit ihnen zu ſpielen.

»Wir hatten unſer kleines Feſt in dem obern Zimmer. Zehn bis zwölf allerliebſte kleine Mädchen tanzten den ganzen Abend nach dem Piano. Die Eltern kamen auch herauf, und da man ſchon wußte, daß ich das Haus verlaſſen würde, ſo machte man mir mehre Anträge. Die Fürſtin B** unter Andern fragte mich, ob ich deutſch könnte, und auf meine bejahende Antwort ſagte ſie mir: Wenn Sie mit mir nach Berlin gehen wollen, ſo ſollen Sie nach Vollendung der Erziehung meiner Töchter nicht mehr nöthig haben, Unterricht zu geben. — Der Gemal der Fürſtin war damals ruſſiſcher Geſandter in Berlin.

»Die Kinder ſollten ſich um Mitternacht trennen. Bald nach zwölf Uhr hörte ich von den Damen, Robert von Galleran habe hundertzwanzigtauſend Franken verloren, wovon mindeſtens fünfzigtauſend auf Ehrenwort. Dieſe Summe war er dem Grafen von Morges ſchuldig. — Und die Damen ſetzten hinzu: »Gott weiß, wo er ſie hernehmen wird!« — »Es iſt wirklich jammerſchade,« ſagte eine von ihnen, »denn Herr von Galleran iſt ein ſehr artiger Cavalier.«

»Ich hatte ihn nie geſehen. Ich wußte nur, daß er ein vertrauter Freund Fernands war. Eine Viertelſtunde herrſchte große Verwirrung in unſerm kleinen Ballſalon. Unſere Tänzerinnen zogen ihre Pelze an, um ſich nach Hauſe zu begeben, und viele zärtlich beſorgte Eltern waren da. Mitten in dem Tumult bemerkte ich, daß die Thür des Nebenzimmers, in welchem ſich die Toilette und die Geſchmeide der Gräfin befanden, angelehnt war. Ich hatte geſehen, daß die Gräfin ſelbſt dieſe Thür ſorgfältig verſchloſſen und den Schlüſſel mit-

Digitized by Google

genommen hatte. Die kleine Marie ſagte mir: »Haben Sie nicht bemerkt: Mama kam vor einer halben Stunde herauf und ging da hinein . . . ſie hat uns nicht geküßt.« — »Sie ſah ſehr zornig aus,« ſetzte die kleine Eugenie hinzu.«

III.

Die unterbrochene Vorleſung.

Als Virginie weiter leſen wollte, kam ein Diener und ſagte:

»Der Herr Doctor fragt, ob Mademoiſelle bereit iſt.«

»Ich werde meinem Couſin ſagen laſſen, wann ich fertig bin!« erwiederte Chiffon entſchloſſen. »Gehen Sie!«

Der Diener entfernte ſich lächelnd und ſagte dem Doctor Sulpice, Mlle. Marie ſey beſchäftigt. Sulpice dachte, das arme Kind ſey befangen und ſuche die Stunde der Vorſtellung ſo lange wie möglich aufzuſchieben.

»Weiter! weiter!« ſagte Chiffon.

Zugleich ſtand ſie auf und ſchob den Riegel vor.

»Was ſagen Sie dazu, Mademoiſelle Marie?« fragte Virginie. »Vielleicht hat ſich die Gräfin ſelbſt beſtohlen, um . . .«

»Ich ſage gar nichts dazu,« erwiederte Chiffonnette; »weiter!«

Virginie gehorchte und fuhr fort:

»Ich beachtete die Worte der beiden Kleinen ſehr wenig; ich wußte, daß die Gräfin von Colombel ſehr viel

Digitized by Google

ſpielte, und glaubte, ſie habe eine heimliche Caſſe, um plötzliche Verluſte zu decken. Ich vermuthete daher, ſie ſey in das Nebenzimmer gegangen, um Geld zu holen, und habe vergeſſen die Thür zu ſchließen.

»Fernand kam, als ich Eugenie und Marie eben zu Bett bringen wollte. Es waren drei bis vier Perſonen da, ſein Beſuch war daher nicht anſtößig. Ich erinnere mich, daß noch von dem Verluſte Galleran's die Rede war und daß Fernand ſagte: Die Frau Gräfin iſt auch nicht glücklich geweſen.

»Das Schlafzimmer der Kinder ſtand mit dem Zimmer, in welchem der Ball gegeben worden war, durch einen Gang in Verbindung. Ich hörte Geräuſch von dorther und eilte herbei. Ich ſah einen ſehr ſchönen, aber leichenblaſſen Mann. Seine Haare waren in Unordnung, und als er mich ſah, ſchien er rücklings niederſinken zu wollen.

»Ich fragte ihn was er wolle; er gab keine Antwort. Ich weiß nicht, wie ich auf den Gedanken kam, es ſey vielleicht Galleran. — »Suchen Sie vielleicht Herrn Fernand?« fragte ich. — »Ja . . . ja,« antwortete er haſtig, als hätte er ſich gefreut, einen Ausweg zu finden. — »Er iſt dort in jenem Zimmer . . . aber ſie ſcheinen krank zu ſeyn, mein Herr.« — Er ſah mich plötzlich an und erröthete. — »Verzeihen Sie mir,« erwiederte er, ſeinen Hut abnehmend; »es iſt mir wirklich nicht wohl . . . Haben Sie die Güte, Fernand zu ſagen, daß ich ihn unten in meinem Wagen erwarte.« Dann entfernte er ſich eilends. — Dies war meine erſte Unterredung mit Herrn von Galleran.

»Am andern Morgen war große Unruhe im Hôtel. Der Polizeicommiſſär wurde gerufen. Ein beträchtlicher Dieb-

Digitized by Google

ſtahl war verübt worden. Die Gräfin erklärte, man habe ihr eine kleine Chatouille mit ſechzigtauſend Franken in Banknoten entwendet.

»Liebe Mutter, ich erinnere mich dieſer Scene nur noch dunkel, weil es mir gar nicht in den Sinn kam, daß ich beſchuldigt werden könne. Ich glaubte todt niederzuſinken, als die Gräfin auf mich deutete und dem Beamten ſagte: Nur ſie kann es gethan haben!

»Der Graf nahm ſeine Frau beim Arme und zog ſie an ein Fenſter. — »Madame,« fragte er, »wie konnten Sie ohne mein Wiſſen eine Summe von ſechzigtauſend Franken in Ihrem Beſitz haben?«

»Sie war außer ſich vor Zorn; ſie trotzte ihrem Gemal. Hier fehlt mir nicht das Gedächtniß, ſondern die Worte. Der Commiſſär ſuchte ſie zu beruhigen und gab ihr zu bedenken, daß Zeugen da waren. Sie ſtürzte mit erhobener Hand auf mich zu, und Fernand, der eben gekommen war, hinderte ſie, mich ins Geſicht zu ſchlagen. — »Sehen Sie,« ſchrie die Gräfin, »ihr Geliebter nimmt ſie in Schutz!«

»Fernand gab ihr eine Antwort, welche die Gräfin ganz beſtürzt machte. Der Polizeicommiſſär forderte die Anweſenden auf, das Zimmer zu verlaſſen, aber ſich nicht zu entfernen. — »Herr Fernand iſt einen Theil der Nacht hier bei Mademoiſelle Solange geweſen,« ſagte die Gräfin; »er wird Ihnen über ihre Moralität nähere Auskunft geben können.« — »Frau Gräfin,« erwiederte der Commiſſär, »wenn ich über dieſe Angelegenheit in letzter Inſtanz zu urtheilen hätte, ſo würde ich Mademoiſelle auf der Stelle für unſchuldig erklären . . . meine Gründe werde ich aus Achtung vor dem Herrn Grafen nicht ſagen.«

Digitized by Google

»Die Thür ging leiſe auf. Eugenie und Marie ſteckten ihre blonden Köpfchen herein. Der Graf von Colombel drückte die Hände auf's Geſicht, als er die beiden Kinder ſah. Sie kamen, wie gewöhnlich, in meine Arme. — »Berühren Sie ſie nicht!« rief die Gräfin, »ich verbiete es Ihnen!« Dann wandte ſie ſich zu dem Commiſſär und ſetzte hinzu: »Mein Herr, ich bin zu hoch geſtellt, um durch Ihre Bemerkungen beleidigt zu werden. Dieſe in meinen Dienſten ſtehende Perſon hat mir ſechzigtauſend Franken entwendet. An Beweiſen wird es mir nicht fehlen; thun Sie Ihre Pflicht.«

»Ich habe im Theater Ambigu Eine geſehen, welche die Rolle herrlich geſpielt hätte,« ſagte Virginie, die ſich nicht mehr halten konnte: »eine Adlernaſe, ein zuſammengekniffener Mund, ſchwarzes Haar und ein Paar Augen...«

»Sehen Sie doch zu,« ſagte Chiffon, deren Stimme verändert war, »ob nicht mehr von Galleran die Rede iſt.«

Virginie durchlief die beiden folgenden Seiten. — »Ich ſehe ſeinen Namen nicht mehr,« erwiederte ſie.

Chiffon ſann nach.

»Glauben Sie, daß er die ſechzigtauſend Franken genommen hat?« fragte Virginie.

»Weiter!« gebot Chiffon.

»Der Commiſſär begab ſich mit uns in das obere Stockwerk. Er unterſuchte die Ortsverhältniſſe . . .«

»Dies überſchlagen Sie,« ſagte Chiffon.

»O!« ſagte Virginie erſtaunt, »dies iſt gerade recht intereſſant.«

»Nur weiter, ich errathe es . . . Gehen Sie gleich zum Gefängniß über.«

» . . . Ich ging über den Hof durch eine doppelte Reihe

Digitized by Google

von Dienern, die mich vorhin bedauert hatten und nun . . . »Es ist auf der folgenden Seite . . . »Unten an der Treppe sank ich bewußtlos nieder, und erwachte in dem gemeinschaftlichen Schlafsaale des Gefangenhauses, wo man mir ein Bett gegeben hatte . . . »Ist das recht?«

»Ja, nur weiter.«

Virginie schlug die überschlagenen Blätter ein, um sie mit Muße zu lesen. Sie fuhr fort:

»... Ich befand mich mitten unter denselben Geschöpfen, die mich nachher so roh behandelten; aber damals hatten sie Mitleid mit mir, denn sie sahen wohl, daß ich dem Tode nahe war.

»Am folgenden Tage kam Fernand in Begleitung Galleran's. Dieser war eben so verlegen, wie in der vorigen Nacht. Fernand hatte durch seine Fürsprache bewirkt, daß mir ein eigenes Zimmer angewiesen wurde.

»Als wir in dieser Zelle allein waren, sagte er zu mir: »Mein armes Kind, wir werden Sie retten . . . Ich sprach von Ihnen mit dem Doctor Sulpice, den ich bei der Gräfin traf; denn sie ist sehr krank und muß das Bett hüten . . . und ihr Gemal wird eine Scheidungsklage anhängig machen.« — »Gott sey ihr gnädig!« antwortete ich; »ich wünsche ihr nur Gutes.« — »Sehen Sie, so ist sie!« sagte Fernand, sich zu Galleran wendend.

»Dieser war so erschöpft, daß er sich setzen mußte. Sein Blick schien den meinigen zugleich zu meiden und zu suchen . . . Ich muß Dir gestehen, liebe Mutter, daß mir in seiner Gegenwart gar sonderbar zu Muthe wurde. Ein gewisses Etwas zog mich zu ihm hin; ein noch stärkeres Gefühl stieß mich zurück.«

Digitized by Google

»Du haſt es ſchon errathen, obgleich ich jede Anſpielung ſorgfältig vermieden habe, Du haſt errathen, daß ich Galleran im Verdacht des Gelddiebſtahls hatte . . .«

»Ach!« ſeufzte Chiffon, die ſich den Schweiß von der Stirn wiſchte.

»Ich habe es gleich gemerkt,« ſagte Virginie.

»Unmöglich!« ſagte Chiffon, wie mit ſich ſelbſt redend; »wir müſſen weiter hören.«

Virginie fuhr fort:

»Dieſer Verdacht, liebe Mutter, iſt ſeitdem durch nichts beſtätigt worden. Galleran iſt ein Edelmann, er lebt in einer Sphäre, die über den Verdacht erhaben iſt . . . Ueberdies liebt er mich; er hat mir's geſtanden . . .

»Doch ich will den Ereigniſſen nicht vorgreifen. Du ſollſt mein ganzes Leben kennen lernen. Dir mein Gemüth unverhüllt zu zeigen iſt mein letztes Glück.

»Ich hatte den Doctor Sulpice bei der Gräfin von Colombel geſehen. Wer ihn ſieht, muß ihn bewundern; er hat das ſchönſte, ausdrucksvollſte, geiſtreichſte Geſicht, das ich je geſehen habe. Da man viel von ihm ſprach, ſo hatte ich Gutes und Böſes gehört. Einmal hatte ich mein Geſchick mit dem Glücke ſeiner liebenswürdigen Frau verglichen. Die ſeelengute, ſinnige Irene hatte mich einſt freundlich angelächelt und meine beiden Kleinen geküßt.

»Ich gewinne ſehr leicht Jemand lieb; ich liebte Irene ſchon ehe ich ſie geſehen hatte. Mein Gott! was ſie wohl macht? Ob ſie mich vergeſſen hat? Habe ich meine letzten Freunde verloren? . . .

»Ich erwachte aus meinen peinlichen Träumen, als

Digitized by Google

Fernand den Doctor Sulpice nannte, und ich ſagte: »Wenn er ſich meiner annimmt, ſo bin ich gerettet!«

»Fernand nahm theilnehmend Abſchied von mir. Galeran verneigte ſich und flüſterte mir ins Ohr: »Ich würde mein Leben opfern, um Sie glücklich zu machen!«

»Als ſie fort waren, befand ich mich allein in meiner Zelle. Ich fing einen Brief an Dich an, aber Du haſt ihn nicht erhalten; was könnte es auch nützen, Mutter, Dir das Herz zu brechen? Dieſen Brief wirſt Du erſt nach meiner Verurtheilung erhalten. Es iſt das Teſtament deiner armen Tochter, die hienieden nur Thränen gekannt hat.

»Ich blieb bis zum folgenden Tage um zwei Uhr Nachmittags mir ſelbſt überlaſſen. — Ach! jetzt iſt es beinahe ein Monat, daß ich allein und mir ſelbſt überlaſſen bin!

»Gegen zwei Uhr Nachmittags knarrte ein Schlüſſel in meiner Thür, und es war mir, als ob meine elende Zelle plötzlich erleuchtet würde. Irene erſchien.

»Ich glaube ſie noch zu ſehen im einfachen Leinwandkleide, Strohhut und ſchwarzer Mantille. Sie bot mir lächelnd die Hand: ſie war der Engel der Milde und Güte.

»Sie trat auf mich zu und küßte mich. Meine Thränen dankten ihr. — »Die ſechzigtauſend Franken,« ſagte ſie, »ſind der Gräfin dieſen Morgen zurückgegeben worden. Mein Mann hat die Gräfin geſprochen; ſie hat nicht das Recht, dem Doctor Sulpice etwas abzuſchlagen. Sie hat ihre Klage um zehn Uhr zurückgenommen. Um zwölf Uhr hat der Unterſuchungsrichter ſein Decret erlaſſen. Sie ſind frei.«

»Eine Minute früher würde ich dieſes Wort gern mit meinem Blute bezahlt haben. Wir ſind doch ſonderbare, undankbare Weſen! die Form dieſer Befreiung kam mir ver-

Digitized by Google

letzend vor. Meine Freisprechung schien mir unvollkommen; keine Stimme hatte gerufen: Sie ist unschuldig! um mich vor Denen, die meine Anklage gehört hatten, zu rechtfertigen.

»Ich hatte Unrecht, Mutter; aber das Unglück, das mich so hartnäckig verfolgt, hat mir seitdem Recht gegeben. Die Anklage des Diebstahls lastet noch auf mir, trotz des Richterspruchs, trotz der Zurücknahme der Klage. In den Augen der Welt und selbst des Gesetzes ist es ein Makel, angeklagt gewesen zu seyn, wenn man auch unschuldig ist.

»Irene führte mich an ihren Wagen, der vor der Thür hielt. »Herr von Galleran,« sagte sie, »hat gestern bei dem Grafen von Morges hunderttausend Franken gewonnen.« Gestern hunderttausend Franken! Und heute hat die Gräfin die sechzigtausend zurückerhalten.

»Was wollen Sie jetzt machen, Mademoiselle Solange?« fragte mich Irene, als wir neben einander im Wagen saßen. — »Ich weiß es nicht,« antwortete ich. — »Bleiben Sie gern in Paris?« — »Meine Familie ist arm; ich habe nur für sie gearbeitet.« — »Dann dürfen Sie nicht unthätig bleiben . . . Haben Sie Freunde?«—»Einige Personen interessiren sich für mich; die Fürstin B** hatte mir den Antrag gemacht, sie nach Berlin zu begleiten.«

»Irene ließ das Wagenfenster herab. — »Rue de Sèvres,« sagte sie zum Kutscher, »zu der Fürstin B**.«— »Ich soll es sogleich versuchen?« fragte ich. — »Ja wohl, mein Kind,« antwortete Irene und küßte mich zum zweiten Male, »Sie müssen gleich heute wissen, wie Sie daran sind.«

»Mein Herz pochte, als der Wagen vor dem Hôtel der

Digitized by Google

Fürſtin hielt. Ich wußte mich kaum zu faſſen. — »Nur Muth!« ſagte Irene; — es iſt im Augenblicke geſchehen.«

»Ich wußte nicht recht, was ſie damit ſagen wollte. Die Fürſtin war zu ſprechen. Im Vorzimmer nannte ich meinen Namen und wurde gemeldet. Die Fürſtin ließ ſich meinen Namen ein paarmal wiederholen. Der kalte Schweiß rann mir von der Stirn.

»Als der Bediente den Unglücksnamen Solange Beauvais zum dritten Male nannte, bekam die Fürſtin einen trockenen Huſten und antwortete: »Ich höre wohl! ich bin ja nicht taub... Mademoiſelle Solange Beauvais... unbegreiflich! aus Saint-Lazare zu mir zu kommen! . . . Sagen Sie ihr, ſie möge ſich ſchriftlich an mich wenden, wenn ſie Unterſtützung braucht, denn die chriſtliche Barmherzigkeit muß man nie vergeſſen . . . Gehen Sie!«

»Der Kammerdiener fand mich nicht mehr im Vorzimmer. Die Beſchämung gab mir Kraft. Ich eilte wie eine Wahnſinnige zum Hauſe hinaus und ſank ohnmächtig in Irenens Wagen nieder.

»Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, war ich im Hauſe des Doctors Sulpice. Von meinem Beſuch bei der Prinzeſſin wurde gar nichts erwähnt. Ich ſah nun ein, warum mir Irene den Rath gegeben hatte: ich ſollte keine eitle Hoffnung hegen.

»Irene war wirklich meine Freundin. Der Doctor Sulpice war mein Bruder und mein Vater. Ich habe den beiden Gatten das Leben zu danken. Mein Gott! warum ſind ſie in einem Tage verändert! es war mein Unglück, daß ich ihnen gehorchte! . . .«

Chiffon fuhr auf, als ſie dieſe letzten Worte hörte

Digitized by Google

und Virginie konnte nicht umhin, einen Augenblick inne zu halten.

Es ward leiſe an die Thür geklopft.

»Sogleich!« rief Chiffon; »ich bin ſchon angekleidet.«

Sie gab ihrer Jungfer einen Wink, und Virginie fuhr leiſe fort:

»Sulpice iſt eben ſo gut wie beharrlich und willensſtark. Irene hat ein Engelherz. Was iſt geſchehen? Was habe ich ihnen gethan?

»Daß Fernand ſich zurückgezogen hat, wunderte mich nicht. Er mag mir nicht mehr dienen. Er hat mir nur Gutes gethan, aber ich weiß, wie tief er geſunken iſt. Ich würde Alles in der Welt geben, um ihm zu vergelten was er für mich gethan; aber ich zählte nicht auf ihn.

»Von Galleran wage ich gar nichts zu ſagen; ſein Stillſchweigen ſchmerzt mich tief. Vielleicht iſt es eine weiſe Fügung Gottes. Aber Sulpice! und Irene! Ich gehörte zu ihrer Familie, ich habe ihr Kind gewiegt.

»Mutter, nimm dieſe Klagen für das was ſie werth ſind. Die Verzweiflung macht ungerecht. Schließe die Namen Sulpice und Irene ſtets in dein Gebet ein; ſie haben mir viel Gutes gethan! Zwiſchen ihnen und mir muß etwas vorgegangen ſeyn, was ich nicht zu erklären weiß . . .

»Ich war bei ihnen. Irene ſagte mir: Sie müſſen meine Tochter erziehen. Inzwiſchen gab ich ihr ſelbſt einige Lectionen. Das dauerte nicht lange, denn ihr klarer Verſtand eilte dem Unterricht voraus, und in kurzer Zeit hätte ſie ihrer Lehrerin Unterricht geben können.

»Der Doctor hatte unglaublich viel zu thun. Trotz der Ungunſt, in der jede neue Wiſſenſchaft bei uns ſteht, hatte

Digitized by Google

Sulpice bald das Vertrauen der gebildeten Welt. Er klagte zuweilen darüber und sagte uns: Das raubt mir die Zeit, die ich meiner wahren Aufgabe widmen sollte.

»Irene ist somnambül und überaus hellsehend. Zwischen ihr und ihrem Gatten ist die Mittheilung so rasch und so vollständig, daß die hervorgebrachten Erscheinungen an Zauberei erinnern. — Sulpice hörte plötzlich auf, sie zu magnetisiren und wandte mir seine ganze Thätigkeit zu. Sie grämte sich sehr darüber, und ich glaube, daß sie eifersüchtig war. Einmal hörte ich, daß ihr Sulpice sagte: Als Du ein Kind warest, Irene, rief ich Dich mit meinem Athem ins Leben zurück. Jetzt wirkt meine magnetische Kraft nachtheilig auf Dich. Die Ursachen dieser sonderbaren Erscheinungen sind noch nicht entdeckt worden. Es würde Dir das Leben kosten, wenn ich Dich einschläferte wie vormals.

»Irene antwortete: Ich will lieber sterben, als die geheimnißvolle Verbindung, die zwischen Dir und mir bestand, einer Andern zugewandt wissen.

»Seitdem magnetisirte er mich nicht mehr. Er verbot seiner Frau, sich von mir oder einem Anderen magnetisiren zu lassen.

»Wenn diese Schrift jemals meiner theuren Irene in die Hände fällt, wird sie mir gewiß glauben; denn in der Lage, wie ich bin, lügt man nicht. Sulpice war mir mit brüderlicher Zuneigung ergeben; lieben kann er nur Irene.

»... Es war von einer großen Reise die Rede. Bei dieser Gelegenheit merkte ich zum ersten Male, was der Doctor mit dem so oft erwähnten Ziele meinte. Im Jahre 1835 hatte in der Bretagne an der Seeküste ein sonderbares, tragisches Ereigniß stattgefunden. Drei Personen, unter denen

Digitized by Google

zwei Mitglieder der Familie Roſtan, der Irene angehört, waren in einer Nacht eines gewaltſamen Todes geſtorben...«

»Leſen Sie deutlich und langſam,« ſagte Chiffon, deren friſche Wangen blaß wurden.

Sie ahnte, daß von ihrer Mutter die Rede war. Virginie hingegen, deren Neugier aufs höchſte geſpannt war, erblickte darin nur einen, den Gang der Erzählung ſtörenden Zwiſchenfall. Sie blätterte in dem Manuſcript, um zu ſehen, wie viele Blätter ſie noch zu leſen hatte, und fuhr fort:

»Dieſe drei Opfer waren: der Marquis Anton von Maurepar, der Vetter Irenens, Mademoiſelle Victoria von Roſtan, Irenens Tante, und der Schiffspatron Sulpice, der Vater des Doctors. Der Marquis Anton und Victoria waren verlobt. Sie hinterließen ein Töchterlein, das erſt drei Tage alt war ...«

»Meine Eltern!« ſtammelte Chiffonnette in Thränen ausbrechend; »beide todt ... in Einer Nacht!«

Virginie ließ das Manuſcript fallen und machte große Augen.

»Wie, wie!« ſagte ſie, »Ihre Eltern, Mademoiſelle Marie?«

Chiffon ſchloß die Augen; ihre gefalteten Hände ruhten in ihrem Schooße. — »Sie fällt zum allermindeſten in Ohnmacht,« dachte Virginie, die ſich auf eine effectvolle Scene freute. Für ſie war Paris allerdings ein Paradies, denn ſie fand dramatiſche Situationen, ohne ein Buch aufzuſchlagen und einen Platz im Theater an der Porte Saint-Martin zu bezahlen.

Chiffon ſagte, ohne zu wiſſen, daß ſie ſprach: »Ich

Digitized by Google

würde ein Jahr von meinem Leben geben, wenn ich lesen könnte!«

»Ach ja,« sagte Virginie im Bänkelsängertone, »es ist sehr unrecht von den Eltern, ihre Kinder nicht arbeiten zu lassen. Ihre Eltern, Mademoiselle Marie, sind freilich nicht in diesem Falle, weil der grausame Tod ihren Lebensfaden zu gleicher Zeit abschnitt. Die Geschichte ist wirklich interessant!«

»Nach der Meinung des Doctors,« las Virginie weiter, »ist die Tochter des Marquis Anton und der Victoria von Rostan die einzige Erbin der alten bretagnischen Familie. Es ist indeß noch ein anderer Erbe da, der Bruder Irenens, der Sohn Magdalenens von Rostan. Sulpice will ihn aufsuchen, um der Familie einen Stammhalter zu sichern ... und auch um seine Schwiegermutter Magdalena, die er aufrichtig liebt und schätzt, dem Lebensglücke, den Mutterfreuden zurück zu geben. Seine Anhänglichkeit an das Haus Rostan ist ein Erbtheil. Sein Vater, der Schiffspatron Sulpice, der zugleich mit dem jungen Marquis von Maurepar ermordet wurde, hatte dem Hause Rostan sein ganzes Leben gewidmet.

»Sulpice hat es zur Aufgabe seines Lebens gemacht, das Haus Rostan wieder herzustellen. Es ist ein schwieriges Werk, denn die beiden Erben sind verschollen, und der Doctor will für seine Frau nicht thätig seyn. Aber Sulpice wird sein Vorhaben gewiß ausführen; solche starke Geister sind zu hohen Dingen bestimmt. Dieses stille Wirken, das ihm eine beständige Selbstverläugnung auflegt, lähmt seine Kraft. Er ist geschaffen, den Pfad der Wissenschaft zu erleuchten,

Digitized by Google

und nicht, sich um den Montyonischen Tugendpreis zu bewerben.

»Vielleicht werde ich durch meine Bewunderung und mein Dankgefühl irre geleitet, aber ich glaube einen breiten Strom zu sehen, der plötzlich seine ganze Thätigkeit auf das Treiben einer Mühle beschränkt. Die gewaltige Wassermasse, die stattliche Schiffe tragen könnte, treibt den Mühlstein beständig im Kreise umher und verwandelt täglich einen Sack Korn in Mehl. Diese Arbeit kommt einem Bächlein zu, der Strom ist zu größern Dingen bestimmt.

»Ich habe Sulpice nach Kräften geholfen. Ich dachte: wenn er sein Werk vollbracht hat, wird er werden was er wirklich ist.

»Das Vermögen der Familie Rostan, durch die Revolution sehr vermindert, bestand 1835 aus einer Summe von 700,000 Franken. Dieses Geld reizte zum Verbrechen; man mordete drei menschliche Wesen, um sich dieser Summe zu bemächtigen.

»Irene war damals noch ein Kind. In jener Schreckensnacht mußte ihre Mutter fliehen. Sulpice, der damals zwölf Jahre zählte, war ihr Führer. Er brachte sie in die Barke des ermordeten Patrons. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, war Madame Magdalena an demselben Abende Mutter eines Knaben geworden. Der Knabe wurde einem armen Bauer, Namens Toto Gicquel, anvertraut. Toto sollte das Kind in die Barke tragen, aber der halb blödsinnige junge Mensch fürchtete sich auf der Haide und verlor das Kind. Darüber ist Madame Magdalena wahnsinnig geworden.

»Man sah Toto Gicquel am folgenden Tage bei dem

Digitized by Google

Begräbniß der alten Marquise von Rostan. Er folgte ihr ganz allein zu Grabe. — Dann hat man nichts wieder von ihm gehört. Sulpice glaubt, er sey mit einem Verwandten, der dem Patron als Steuermann gedient hatte, auf Seereisen gegangen. Dieser Verwandte hieß Roblot: ich weiß alle diese Namen, weil ich Sulpice in seinen Nachforschungen behilflich gewesen bin.«

Jetzt stutzte Virginie. Sie gab ihre Ueberraschung in echt theatralischer Weise zu erkennen; sie hatte der ersten Liebhaberin im Gymnase abgelauscht wie man sein Erstaunen kund geben muß.

»Diesen Roblot kenne ich!« sagte sie; »sein Gesicht ist von der Sonne und Seeluft gebräunt, und zu beiden Seiten seiner Physiognomie hängen Ohrringe, die eine phantastische Form haben.«

Sie verschwieg, daß Roblot den noch nicht gefundenen Ethelred so gut wie möglich ersetzt hatte.

Chiffon war weit entfernt zu ahnen, daß sie den Anfang der Geschichte ihres lieben Loriot gehört hatte. Ein Gedanke, der ihr schon längst vorgeschwebt hatte, kam nach und nach zum klaren Bewußtseyn. War es nicht gefährlich, Virginie in alle diese Geheimnisse einzuweihen? Denn es wurden ja von jetzt an Familiengeheimnisse für sie. Deshalb hatte sie laut gedacht: Ich würde ein Jahr meines Lebens geben, wenn ich lesen könnte!

»Wenn Sie wollen, Mademoiselle,« setzte Virginie hinzu, »so will ich Ihnen diesen Roblot bringen . . . Vielleicht werden seine Enthüllungen auf eine düstere Nachtscene einiges Licht werfen.« — Da Chiffonnette keine Antwort gab, so fuhr sie fort:

Digitized by Google

»Die Abſicht des Doctors war alſo, die beiden Kinder wiederzufinden, um ihnen ihr Erbtheil ganz oder theilweiſe zurückzugeben, denn die Perſonen, die ſich desſelben bemächtigt, hatten es wahrſcheinlich nicht unverſehrt gelaſſen. Dieſe Perſonen, die ich noch nicht erwähnt habe, leben unter dem Namen des Marquis und der Marquiſe von Roſtan. Der Erſtere hat ein Recht auf den Namen, aber nicht auf den Titel. Es iſt Franz Roſtan, der flüchtig gewordene Gatte der unglücklichen Magdalena und folglich der Vater Irenens; die Andere iſt ein auf dem Friedhofe zu Saint-Caſt, in der Bretagne, aufgefundenes Mädchen. Sie iſt dem gewaltigen Sulpice beinahe gewachſen, und ich glaube, er würde ſeinen Plan ſchon aufgegeben haben, wenn ihm dieſer weibliche Dämon nicht gegenüber ſtände.

»Aber es iſt noch ein anderer Umſtand dazu gekommen. Das Ziel hat ſich verwandelt, vergrößert. Das urſprünglich aus 700,000 Franken beſtehende Erbtheil, anfangs durch gewiſſenloſe Verſchwendung vermindert, iſt durch Zufall zu einem ungeheuren Vermögen geworden, deſſen jährliche Einkünfte mehr als eine Million betragen. Der Doctor Sulpice hat die Mörder ſeines Vaters im Beſitz dieſer neuen Beute gefunden.

»Ich war bereits die Freundin des Doctors und ſeiner Frau, als er zu einem Manne gerufen wurde, der in gewiſſen Kreiſen unter dem grotesken Namen »Trüffelkönig« bekannt iſt und den Titel eines Herzogs von Roſtan führt.

»Liebe Mutter, wenn deine Aufmerkſamkeit durch eine Erzählung, die uns nicht unmittelbar zu berühren ſcheint, bis jetzt ermüdet worden iſt, ſo überſieh von jetzt an kein Wort, keine Zeile. — Man beſchuldigt mich, ich hätte den

*

Digitized by Google

Herzog von Roſtan vergiften wollen . . . und wenn ich wollte, würde man den Doctor Sulpice als meinen Mitſchuldigen verhaften.«

»Genug!« ſagte Chiffon.

»Wie! genug?« erwiederte Virginie; »hier wird die Geſchichte ja erſt recht intereſſant . . . wir werden jetzt bald erfahren . . .«

»Genug!« wiederholte Chiffon.

Virginie wollte nach ihrer Weiſe gehorchen; ſie verzichtete auf das Vorleſen, wenn man ihr nur erlaubte, für ſich zu leſen. Sie hatte ja das Manuſcript gebracht, es war alſo ihr Eigenthum. Sie ſchickte ſich daher an, das Uebrige zu verſchlingen, aber Chiffon raubte ihr dieſen Genuß.

»Geben Sie mir die Papiere,« ſagte ſie.

»Dieſe Papiere?« erwiederte Virginie erſtaunt, »Sie wollen verſuchen? . . .«

Sie lächelte. Chiffon ſtreckte die Hand aus.

»Die Schrift iſt ſehr leſerlich,« fuhr das Kammermädchen fort; »die Buchſtaben kennen Sie ſchon . . . Sie können buchſtabiren . . .«

Chiffon nahm ihr das Manuſcript aus der Hand und ſtand auf.

»Läuten Sie!«

Virginie gehorchte. — Ein Diener erſchien.

»Sagen Sie dem Doctor Sulpice, daß ich ihn zu ſprechen wünſche . . . aber ſogleich!«

»Es wird nicht lange dauern,« erwiederte der Diener. »Monſieur und Madame warten ſchon.«

Er entfernte ſich. Virginie ſah ſie verwundert an.

In dem umnebelten Kopfe der Zofe war übrigens eine

Digitized by Google

Welt verworrener Gedanken. Die kleine Bretagnerin, die ſie einen Monat zuvor auf der kothigen Landſtraße geſehen hatte, war die Erbin eines unermeßlichen Vermögens, das Solange auf eine Million jährlicher Einkünfte geſchätzt hatte! Blinder Zufall! Virginie hätte ſo gern eine romantiſche Erbſchaft gefunden; die Erbſchaft wäre ihr ſogar noch lieber geweſen als der blonde Ethelred. Doch ſie hatte der Glücksgöttin noch kein Lächeln entlockt! . . . Und dazu dieſes Gewebe von Geheimniſſen, das ihr der Zufall in die Hand geſpielt hatte! die letzte Zeile, die ſie geleſen, hatte ſogar den Doctor Sulpice in dieſes Labyrinth von Ereigniſſen gezogen.

Virginie hatte in mehr als dreihundert Romanen geleſen, daß man durch das Erlauſchen von Geheimniſſen ſein Glück machen kann. Sie träumte ſchon von einem freundlichen Landhauſe am Ufer eines von Weiden und Erlen beſchatteten Baches, mit grünen Wieſen und großen Ochſen . . .

Der Doctor Sulpice erſchien in der Thür.

»Nun, Couſinchen,« ſagte er ſcherzend, »ſind wir fertig?«

»Laſſen Sie uns allein, Virginie,« ſagte Chiffon. »Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen, Herr Doctor.«

Sulpice ſah ſie erſtaunt an.

Als Virginie fort war, reichte Chiffon dem Doctor das Manuſcript und ſetzte hinzu:

»Nehmen Sie, Couſin; es ſtehen Sachen darin, die Sie angehen . . .«

»Das hat ja Solange geſchrieben!« ſagte Sulpice erſtaunt.

»Ja, ſie hat es im Gefängniß geſchrieben. Ich habe

Digitized by Google

mir den Anfang von meiner Kammerjungfer vorleſen laſſen. Vielleicht hat ſie ſchon zu viel geleſen; ich wünſche das Uebrige zu wiſſen; aber da ich Ihnen zu ſchaden glaube, wenn ich Andere in gewiſſe Geheimniſſe einweihe, ſo bitte ich Sie, mir das Ende vorzuleſen.«

Sie war blaß, aber ruhig. Sulpice nahm das Manuſcript.

»Wir ſind bei der Zeile ſtehen geblieben,« fuhr Chiffon fort: »Wenn ich wollte, würde man den Doctor Sulpice als meinen Mitſchuldigen verhaften . . .«

Sulpice ſchickte ſich an weiter zu leſen, ohne etwas zu erwiedern. Chiffon hielt ihn auf.

»Iſt das wahr?« fragte ſie leiſe.

Digitized by Google

IV.

Marie von Roſtan.

Der Doctor Sulpice nahm Chiffonnettens Hand und führte ſie ruhig lächelnd an ſeinen Mund.

»Couſinchen,« ſagte er, »ich habe dieſes Manuſcript nicht geleſen, aber ich kenne Solange Beauvais genau, und weiß wohl was ſie geſchrieben haben kann. Ich habe nie gehört, daß Solange gelogen, und bin überzeugt, daß ſelbſt der Schmerz ſie zu keiner ungerechten Anklage gegen mich verleiten konnte.«

»Sie beklagt ſich, daß ſie von Ihnen verlaſſen worden,« ſagte Chiffon.

»Dies, mein Kind,« erwiederte der Doctor, deſſen Stirn ſich etwas verfinſterte, »dies iſt eine Sache, die nur Solange und mich angeht.«

»Aber ſie iſt ja nicht ſchuldig,« entgegnete Chiffon, die bereit war, den Kampf muthig zu beſtehen.

Sulpice wurde wieder heiter und erwiederte mit ſeinem ſtolzen, ruhigen Lächeln: »Liebe Marie, Sie ſollten auf jeden Fall heute erfahren, wer Sie ſind und was ich mit Ihnen vorhabe. Ich ſehe, daß dieſes Manuſcript der armen Solange an Madame Beauvais adreſſirt iſt; ſie muß über manche Umſtände, die ihre Mutter nicht intereſſirt haben würden, hinweggegangen ſeyn . . .«

Digitized by Google

»Von meinen Eltern ſagt ſie kaum einige Worte,« unterbrach ihn Chiffon.

»Wir werden ausführlich von Ihren Eltern reden, Couſinchen. Ihr Vater war ein edler junger Mann; Ihre Mutter ein Engel an Sanftmuth und Schönheit . . . Ich habe bis jetzt geſchwiegen, weil der Augenblick noch nicht gekommen war. Aber in Gegenwart des Herzogs von Roſtan wollte ich Ihnen heute die Geſchichte Ihrer Familie erzählen . . . Sie haben nicht wohl gethan, mein Kind, ſich dieſe Papiere von einem Dienſtboten vorleſen zu laſſen; es iſt gut, daß Sie, wenn auch etwas ſpät, abgebrochen haben. Da Sie es wünſchen, will ich weiter leſen . . . Sie werden ohne Zweifel aus dieſem Briefe erfahren haben, daß mein Vater der treue Diener des Ihrigen war. Ich trete mit Stolz in die Fußſtapfen meines Vaters, und ſo oft Sie befehlen, Fräulein von Roſtan, werde ich Ihnen mit Freude gehorchen.«

Sulpice hatte mit einſchmeichelndem, ſcherzhaften Tone begonnen, aber nach und nach wurde ſeine Stimme ernſter und wehmüthiger. Bei den letzten Worten machte er eine faſt kalte Verbeugung.

»Couſin ...« ſtammelte die kleine Bretagnerin erſtaunt.

»Es iſt wahr, Fräulein Marie,« fiel ihr Sulpice ins Wort, »ich bin Ihr angeheiratheter Vetter. Dieſe Heirath war mir geboten; ich habe mich nicht zu entſchuldigen. Irene würde dieſelben Anſprüche wie Sie auf das Vermögen Roſtan's haben; aber Sie ſollen es allein beſitzen, Couſine; ich will nichts davon; ich will Alles für Sie, nichts für uns!«

»Mein Gott, Vetter, was höre ich?« erwiederte Chif-

Digitized by Google

son. »Ich erinnere mich sehr gut, daß Sie mich in einer Dachkammer gefunden haben . . . Wenn ich etwas gesagt oder gethan habe was Ihnen mißfällt, so zanken Sie mich aus; aber behandeln Sie mich nicht wie eine Herzogin, Sie werden mich sonst sehr unglücklich machen.«

»Sie sollen Herzogin werden, Cousine,« erwiederte der Doctor, dann nahm er das aufgeschlagene Manuscript und las an der bezeichneten Stelle weiter:

». . . Wenn ich wollte; würde man den Doctor als meinen Mitschuldigen verhaften. Er hat mich bei dem Herzoge von Rostan eingeführt. In diesem Kreise war mein trauriges Abenteuer nicht bekannt, aber ich hatte keinen Beweggrund, in das Haus des kinderlosen Herzogs einzutreten. Ich wurde auf Verwendung des Doctors zuerst Vorleserin, und dann bekam der Herzog Lust, Musik zu lernen. Er gewann mich lieb; ich war nebst Irene und Gabrielle de Morges fast immer bei ihm. Die Marquise von Rostan, die mich mit leidenschaftlicher Erbitterung verfolgt hat, stand auch sehr in Gunst bei ihm.

»Im Hause des Herzogs hatte ich Fernand wiedergefunden. Ich glaube, die Marquise liebt ihn. Sie war eifersüchtig auf mich. Fernand machte Gabrielle de Morges den Hof; man wollte das arme Mädchen zur Frau des Trüffelkönigs machen.

»Die Marquise wußte um mein Geheimniß; es war ihr bekannt, daß ich des Diebstahls beschuldigt und verhaftet worden war. Ich, das unschuldige Mädchen, wußte, daß sie eine Verbrecherin war, und doch waren die Waffen nicht gleich. Ich ahnte, daß ich früher oder später unterliegen mußte. Ich würde nicht einmal gewagt haben, ihr zu sagen:

Digitized by Google

Ich weiß, welche Rolle Sie in der Nacht des 6. März 1835 am Cap Fréhel gespielt haben, und ich kenne die Namen Ihrer drei Opfer. — Irene und Sulpice schwiegen ja: wer würde also eine solche Unthat geglaubt haben?

»Ich muß Dir wiederholt erklären, liebe Mutter, daß mir Irene eine theure Schwester war und daß Sulpice wahrhaft väterlich an mir gehandelt hatte. Ihre Güte hatte mir das Recht genommen, ein Urtheil über ihre Handlungen zu fällen. Als mir der Doctor sagte, wie ich mich im Hause des Herzogs zu benehmen hätte, wurde ich sehr traurig, aber ich verlangte keine Erklärung. Sulpice hatte mir gesagt: Sie müssen die Heirath des Herzogs mit Gabrielle von Morges zu hintertreiben suchen, und so oft die Marquise Aström Abends in das Schlafzimmer des Herzogs geht, müssen Sie ihr folgen, um . . .«

Hier war das Manuscript unterbrochen und auf dem Papier waren viele Thränenspuren zu sehen.

»O Mutter,« hatte Solange, ihre Erzählung unterbrechend, weiter geschrieben, »es ist ein Tag vergangen, bevor ich die Feder wieder ergriffen habe. Ich bin in Einzelnhaft. Sollte der Doctor Sulpice Schuld daran seyn?

»Als ich die letzte Zeile schrieb, kam ein Aufseher in meine Zelle. Er warf einen Brief auf meinen Tisch. Die Schrift ist mir nicht bekannt. Der Brief lautet:

»Heute hat das Verhör des Chevalier Roger de Martroy in seiner Wohnung stattgefunden. Der Chevalier, der in Folge des Dolchstiches sehr krank ist, war nicht im Stande, die Fragen des Untersuchungsrichters zu beantworten. Madame Sulpice und Robert von Galleran waren bei ihm. Der Doctor Sulpice wurde gerufen. Seine Frau und Galleran

Digitized by Google

baten ihn fußfällig, Mitleiden mit Ihnen zu haben, aber der Doctor blieb unbeugſam und bediente ſich der ihm eigenen geheimnißvollen Gewalt, dem Verwundeten auf einige Augenblicke die Zunge zu löſen. Martroy erklärte, er habe geſehen, daß Sie ein weißes Pulver in das Getränk des Trüffelkönigs geworfen. Sie ſind verloren.«

»So lautet der anonyme Brief; ich habe ihn Wort für Wort abgeſchrieben.

»Jetzt fahre ich bei der abgebrochenen Zeile fort und bitte Gott, mir die Kraft zu geben, daß ich meinen Wohlthäter nicht anklage.«

»Sulpice hatte mir geſagt: Sie müſſen mit der Marquiſe Aſträa in das Schlafgemach des Herzogs gehen und den Inhalt eines dieſer Päckchen in das auf dem Nachttiſche ſtehende Glas Waſſer ſchütten.

»Zugleich gab er mir einige Kapſeln, die ein ſehr feines weißes Pulver enthielten . . .«

Chiffon rückte ängſtlich auf ihrem Seſſel hin und her, ſie war in athemloſer Spannung.

»Unterbrechen Sie mich nicht, Couſine,« ſagte der Doctor; »wir haben Eile und ich möchte zu Ende leſen.«

»Ich möchte Sie um keinen Preis unterbrechen,« erwiederte Chiffon ernſt.

Der Doctor las weiter:

»Theuerſte Mutter, dies iſt die reine Wahrheit. Ich habe Dir geſagt, daß ich traurig geſtimmt war. Irene ahnte mein Widerſtreben. Eines Abends kam ſie in mein Zimmer und ſetzte ſich vor mein Bett. — »Sulpice ſchickt mich zu Ihnen, Solange,« ſagte ſie. »Wir haben nicht lange mehr zu kämpfen. Die künftigen Erben des Hauſes Roſtan werden

Digitized by Google

bald nach Paris kommen. Sulpice will nicht, daß Sie ihm blindlings dienen. Es ist hier ein Dämon, der unaufhörlich Böses sinnt. Sulpice hatte bei dem Herzoge bedenkliche Symptome entdeckt. Er glaubt der Herzog müsse Gift genommen haben. Sie sollen ihm jeden Abend das Gegengift geben.«

»Mutter, soll ich Alles dies im Verhör angeben?

»... Vor sechs Wochen, gegen Ende October, kaufte der Herzog von Rostan von dem Grafen Morges ein schönes Schloß bei dem Städtchen Maintenon. Der Herzog ist ein beschränkter Kopf, naiv und schüchtern wie ein Kind. Er sucht beständig einen Gegenstand, dem er seine Zuneigung widmen kann, aber sein großer Reichthum scheint eine Mauer zwischen ihm und seinen Umgebungen zu seyn. Ich war ihm von Herzen gut, und oft füllten sich meine Augen mit Thränen, wenn er sagte: Ich möchte arm seyn und eine Familie haben.

»Er nahm uns Alle mit in das schöne Schloß Maintenon. Der Marquis von Rostan, ein roher, boshaft dummer Mensch, dessen Leben seit Jahren ein beständiger Rausch ist, hatte mich diesen Herbst durch einen gewissen Gridaine, einen fuchsschwänzenden, aalglatten alten Gauner, ausforschen lassen. Der Herr Marquis, sagte er, wünsche mich meiner mißlichen Lage zu entreißen und mich zu seiner Geliebten zu erheben. Ich würdigte ihn keiner Antwort.

»Unterwegs saß ich neben dem Marquis. Er belästigte mich mit seinen Huldigungen, und da ich ihn kalt abwies, sagte er mir: Andere sind glücklicher als ich. Dabei nannte er den Namen Fernand.

»In Maintenon wurden seine Nachstellungen unerträglich. Zugleich bekam die Marquise wieder eine Anwand-

Digitized by Google

lung von Eifersucht, und eines Tags als ich am Piano saß und den Chevalier de Martroy begleitete, raunte sie mir eine furchtbare Drohung zu. Ich wußte wohl, daß sie nur eine Gelegenheit abwartete, um mich zum Opfer ihres Hasses zu machen.

»Dies ist das Einzige, liebe Mutter, was ich mir vorzuwerfen habe; hätte ich meinen Plan durchgesetzt, so wäre ich jetzt bei Dir, glücklich und frei. Ich wollte fliehen. — Sulpice und Irene würden es nicht zugegeben haben; ich mußte mich daher nach einem andern Beistande umsehen.

»Galleran liebte mich, das konnte ich nicht mehr bezweifeln, aber eben deshalb wollte ich mich ihm nicht anvertrauen. Ich dachte an Fernand. — Ich hatte im Hause des Trüffelkönigs viel Nachtheiliges über ihn gehört; ich wußte, daß es gefährlich war, in irgend ein Verhältniß mit ihm zu treten; aber ich stand ganz allein und hatte keine Wahl. Ich übergab dem Chevalier de Martroy einen Brief an Fernand. — Einige Minuten nachher kam Fernand mit Galleran in den Salon. Ich verlangte meinen Brief zurück, und vielleicht war dies die Quelle seiner ungünstigen Meinung. Aber so leicht glaubt man nicht an ein Verbrechen. Der Chevalier würde mich gewiß nicht angeklagt haben, wenn er mein Benehmen verstanden hätte.

»Ich erinnere mich, daß mir der Chevalier einen sonderbaren Blick zuwarf, als ich ihm den Brief zusteckte. Man glaubte, er liebe Gabrielle. Mehr als einmal hatte er sich mir genähert, als ob er mich anreden wollte, aber er hatte es nicht gewagt. Wahrscheinlich wollte er mich bitten, seine Fürsprecherin bei Gabrielle zu seyn.

»Aber seit jenem Abende folgten die Ereignisse so rasch

Digitized by Google

auf einander, daß für Erklärungen keine Zeit mehr war. Galleran beachtete mich kaum. Er übergab Irenen einen Brief und die Marquiſe Aſträa zog Fernand in ihr Netz.

»Ich hörte wohl, daß die Marquiſe ihm über ſeine angebliche Zuneigung zu mir Vorwürfe machte. — Während ich mit dieſen Gedanken beſchäftigt war, ſetzte ſich der Marquis zu mir und ſprach leiſe mit mir. Ich verſtand ihn nicht. — Als ich endlich aufſtand, ſah ich, daß mich einige Herren lächelnd betrachteten.

»Ich befand mich an einem Abgrunde. Ein unbekanntes Etwas zog mich fort; ich ahnte irgend eine Kataſtrophe.

»Die Geſellſchaft, die ſich bei dem Trüffelkönig zu verſammeln pflegte, war nicht einmal ſo gewählt oder ſo rückſichtsvoll wie die Geſellſchaft der Gräfin von Colombel. Ich hatte keine Schonung zu hoffen. Mein Entſchluß war gefaßt; am folgenden Tage wollte ich abreiſen.

»Warum ſoll ich's nicht ſagen, Mutter? Den ganzen Abend hatte ich durch das Benehmen Galleran's zu leiden. Irene war eiferſüchtig auf mich geweſen, und nun war ich auf ſie eiferſüchtig. Ich weiß nicht warum, ſeit einiger Zeit bereute ich den Verdacht, den ich gegen Galleran gehegt hatte; ich hätte ihn gern wieder gut gemacht. Er ſuchte mich unaufhörlich, und ſeine ſehr ehrerbietige Liebe gab ſich auf verſchiedene Weiſe kund. Woher kam dieſe Veränderung? Ich habe Dir geſagt, wie ſchön Irene iſt.

»Ach! bei dieſem kleinen Verdruß ſollte es nicht lange bleiben. Kaum war ich in meinem Zimmer, ſo hörte ich die Fußtritte der Marquiſe im Corridor. Sie blieb eine Viertelſtunde im Zimmer des Herzogs. Ich wollte noch zum letzten

Digitized by Google

Male meine Pflicht erfüllen und verließ geräuschlos mein Zimmer mit einer der Kapseln, die mir der Doctor anvertraut hatte.

»Der Herzog schlief. In dem Augenblicke als ich das weiße Pulver in sein Glas Wasser schüttete, hörte ich an der offenen Thür ein Geräusch. Ich eilte hinaus. Eine Gestalt lief vor mir her durch die finstern Gänge. Ich verfolgte sie bis auf die Terrasse. Unten an der Terrasse fand ich den unglücklichen Chevalier de Martroy in seinem Blute schwimmend.

»Ein Kampf hatte stattgefunden zwischen ihm und dem Marquis von Rostan, der um meinetwillen gekommen war. Roger irrte oft Abends unter Gabriellens Fenster, welche, wie die meinen, auf die Terrasse gingen. Er hatte sich, von einer mir nicht recht erklärlichen Neugier getrieben, bis an des Herzogs Schlafzimmer geschlichen. Er hatte mich gesehen. Er machte Anzeige von dem was er gesehen . . . er sagte nur die Wahrheit.

»Der feige, rachsüchtige Marquis hatte einen Unbewaffneten mit dem Dolch angegriffen.

»Am folgenden Tage verbreitete sich das Gerücht, man habe im Glase des Herzogs Arsenik gefunden, und ich wurde verhaftet. — Seitdem habe ich keinen Menschen mehr gesehen.

»Theuerste Mutter, ich bin auch dieses Mal unschuldig, wie früher. Verzeihe mir den Schmerz, den Dir dieser Brief verursachen wird, und tröste Dich mit dem Gedanken, daß ich hier auf Erden nur unglücklich war; tröste Dich insbesondere mit der Versicherung, daß ich christlich sterbe wie ich gelebt habe. Mein letzter Wunsch ist, daß Du dem Doctor

Digitized by Google

Sulpice eine Abschrift dieses Briefes zusendest. Ich habe nicht nöthig, Dich um das tiefste Schweigen zu bitten.

»Jetzt lebe wohl, meine innig geliebte Mutter! Wäre ich in meiner Heimat gestorben, so würdest Du mir ein Kreuz gesetzt und mit meinen Geschwistern zuweilen am Sonntagabend den Friedhof besucht haben. Du hältst ja die Todten in Ehren. Und aus deinem Fenster sieht man die Cypressen.

»Es wäre mir lieber gewesen. Man muß sanfter ruhen unweit des Vaterhauses, unter den Augen derer, die uns theuer waren. Ich denke oft daran. Es wäre in meinen letzten Augenblicken ein süßer Trost gewesen, wenn ich mir hätte sagen können: ich werde neben meinem Vater ruhen. Aber Du bist zu arm. Behalte das Wenige, das Du besitzest, für die Kinder, die Dir geblieben sind. Ich werde auf einem der Pariser Friedhöfe ruhen, die so groß sind wie eine Stadt; meine letzte Ruhestätte wird unter der zahllosen Menge namenloser Gräber nicht aufzufinden seyn. Wer sollte mir also hier den Kranz der Erinnerung bringen? Ich habe keine Freunde mehr, und Du bist fern von mir, Mutter. Ich werde ruhig schlummern; keine befreundete Stimme wird meinen Namen rufen, kein Auge mir eine Thräne widmen. — Niemand würde Dir antworten, wenn Du in einem Monate kämest und fragtest: wo ruhet sie? Man würde Dich auslachen, arme Trauernde. Komm nicht. Meine Seele wird bei Dir seyn, das verspreche ich Dir, Mutter . . .

». . . Ich erinnere mich, daß ich an einem Frühlingsmorgen den Friedhof Père-Lachaise besuchte. Es war dort ein Grabmal von weißem Marmor, mit vergoldeten Thränen. Ringsum waren duftende Hollunderſträuche, Rosen und Veilchen. Vor dem Geländer kniete ein junger Mann. Er

Digitized by Google

weinte und zerdrückte eine Blume zwiſchen den Fingern. — »Sogar hier,« ſagte meine Begleiterin, »iſt Paris das Paradies der Frauen.« — Mutter, ich werde bald in das Paradies Gottes kommen.

»Man muß mit weit mehr Schmerz aus dem Leben ſcheiden, wenn man glücklich geweſen iſt. Für Leidende iſt der Tod eine Wohlthat. Die unter dem weißen Marmor ruhende Todte wurde gewiß geliebt, denn die Blumen waren ganz friſch; ſie war reich, ſchön, glücklich . . . aber was habe ich zu verlieren?

»Sage meiner kleinen Clara, ſie ſolle recht ſittſam und verſtändig ſeyn; mein Blick wird von dort oben auf ſie gerichtet bleiben. Erinnere meinen kleinen Heinrich, er möge an mich denken, wenn er zum erſten Male an den Tiſch des Herrn tritt. Der liebe kleine Engel! Hat er noch ſeine langen blonden Locken? Ich lache, Mutter, daß ich noch Fragen an Dich richte. Ich lache oft; ich kann nicht mehr weinen; meine Augen ſind ausgetrocknet, mein Kopf glüht. Du würdeſt mich nicht mehr erkennen.

»Ich vergaß Dir zu ſagen, daß ich geſtern mit meinem Vertheidiger ſprach. Er hält mich für ſchuldig. Er findet mich ſchön.

»Jetzt weißt Du Alles, Mutter. Noch einmal lebe wohl, auf immer! Wenn Du dieſen langen Brief, der mir die Stunden meiner Gefangenſchaft verſüßt hat, geleſen haben wirſt, ſo nimm Clara und Heinrich bei der Hand und führe ſie in mein vormaliges Zimmer, wo das kleine Porträt hängt. Ich war zwölf Jahre alt, als ich gemalt wurde; das Bild hing über dem Bett meines Vaters. Kniet alle drei vor

Digitized by Google

dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder und betet für mich . . . dann werde ich aufgehört haben zu leiden.«

Der Doctor rollte die Blätter wieder zusammen und legte sie auf den Tisch. — Chiffon trocknete ihre Thränen.

»Ist das Alles?« fragte sie.

»Ja,« antwortete Sulpice.

Chiffon sah ihn scharf an. »Sie haben nicht geweint,« sagte sie.

Sulpice schwieg.

»O, das arme Mädchen!« sagte Chiffon; »sie konnte mit Recht sagen: Ich habe keine Freunde mehr!«

»Sie verdient es von Ihnen bedauert zu werden, Marie,« erwiederte Sulpice ernst; »sie ist unschuldig und sehr unglücklich.«

»Auch jenen Diebstahl hat sie nicht begangen, nicht wahr?« fragte Chiffon.

Der Doctor nickte bejahend, sah nach der Uhr und stand auf.

»Cousine,« sagte er, »machen Sie sich fertig, wir wollen gehen.«

Er streckte die Hand aus, um die Glocke zu ziehen; aber Chiffonnette hielt ihn zurück.

»Noch nicht!« sagte sie; »ich habe Ihneu noch etwas zu sagen . . . ich bin zu unerfahren, um zu wissen, woher Sie Ihre große Gewalt über andere Menschen haben; aber ich weiß, daß Sie sehr viel vermögen . . . meine Freundin Solange sagt es, und ich glaube es.«

»Ihre Freundin Solange?« wiederholte Sulpice erstaunt.

»Ja, ja, meine Freundin!« erwiederte Chiffon mit

Digitized by Google

Begeiſterung. »Sie müſſen bedenken, Couſin, daß ich eine Bretagnerin und folglich ein Starrkopf bin . . . ich will Solange retten und ich werde ſie retten!«

»Wie wollen Sie ſie retten?«

»Das gilt mir gleich! . . . Sie ſagen, daß Sie gut ſind: Sie müſſen mir helfen.«

Sulpice ſchüttelte den Kopf.

»Ich bin der armen Solange ebenfalls von Herzen gut,« ſagte er leiſe.

»Und laſſen ſie im Gefängniß!«

»Und könnte ihr mit einem Worte die Freiheit wiedergeben . . .«

Chiffonnette ſtand vor ihm; ihre Augen ſprühten Feuer. — »Warum thun Sie es nicht?« fragte ſie.

»Um Ihretwillen,« antwortete Sulpice nach einer Pauſe.

Chiffon trat zurück und ihr Geſicht wurde blaß. Sulpice zog die Glocke und Virginie erſchien. Das Kammermädchen warf einen lüſternen Blick auf die Papierrolle. Es war ihr Eigenthum, aber ſie getraute ſich nicht es in Anſpruch zu nehmen.

»Wir ſind fertig,« ſagte der Doctor, »ſagen Sie meiner Frau, daß wir ſie erwarten.«

Als Virginie fort war, ſagte Chiffon: »Ich bin noch nicht fertig.«

Sie legte ihre Mantille ab und ſetzte ſich an das Camin. — Der Doctor runzelte die Stirn.

»O! ich fürchte mich nicht!« ſagte die kleine Bretagnerin.

*

Digitized by Google

»Sie wollen ſchon undankbar ſeyn, Couſine?« ſagte Sulpice.

»Ja, wenn ich undankbar ſeyn muß, um die arme Solange zu retten, ſo werde ich's ſeyn . . . nächher werde ich meinen Fehler wieder gut machen.«

»Hören Sie mich an, liebes Kind,« ſagte der Doctor und ſetzte ſich zu ihr. »Ich habe Ihnen dieſes Manuſcript vorgeleſen, erſtens weil Sie es wünſchten; Ihre Wünſche ſind für mich Befehle . . . zweitens weil es gewiſſe Verhältniſſe berührt, die Ihnen nicht unbekannt bleiben dürfen . . . Aber der Brief Ihrer Freundin Solange hat Ihnen nicht ſagen können, was ich ſeit meiner früheſten Jugend für die Ihrigen und für Sie gethan habe. Nur ich allein weiß es . . . Ich bin nach jahrelangen Mühen und Beſchwerden dem Ziele nahe; ſtellen Sie ſich nicht als letztes Hinderniß in meinen Weg. Ich würde Sie auf die Seite ſchieben, Couſine, wie die Andern.«

»Sie wollen mir alſo gegen meinen Willen dienen?« fragte Chiffonnette trotzig.

»Ja, Couſine, das will ich.«

»Und ich,« erwiederte ſie, mit ihrer gewohnten Kühnheit den Handſchuh aufhebend, »ich will Ihre Dienſte nicht! Sie bringen um meinetwillen ein armes Mädchen ins Grab! Solange iſt mir lieber als Sie! . . . Konnten Sie die Stelle, wo ſie ihre Mutter bittet, Sie nicht anzuklagen, ohne Thränen leſen? . . . Ich weiß nicht, wozu Ihnen das Unglück der armen Gefangenen nützen kann; aber meine theure Mutter, die ſo jung geſtorben iſt, war gewiß nicht herzlos! Ich habe das Herz meiner Mutter, ich bin bereit zu ſterben, wenn es ſeyn muß. Sie ſagen, ich ſey die Tochter großer

Digitized by Google

Herren und Ritter; meine Eltern, meine Verfahren ſehen mich, denn ſie waren Chriſten und ſind im Himmel . . . und ſie ſollen mit mir zufrieden ſeyn!«

Sulpice ſah ſie an. Seine Rührung war tief in ſeiner Seele, und Chiffon konnte ſie auf ſeinem Geſicht nicht leſen. Sie war wirklich eine Roſtan! wie hätte die kleine Bretagnerin ſonſt ſo ſtolz, ſo kühn und edel von Geſinnung ſeyn können?

»Sie antworten nicht,« fuhr ſie fort; »ich weiß wahrlich nicht, warum man Sie für ſo gut hält! . . . Sie bringen Ihre Freunde ins Grab und Ihre Frau iſt unglücklich!«

Dieſe Worte wirkten. Sulpice war ſichtlich erſchüttert, und eine dunkle Glut bedeckte plötzlich ſeine blaſſen Wangen.

Chiffon hielt es für Zorn. — »Werden Sie nur böſe,« eiferte ſie; »ſchicken Sie mich fort . . . ich werde ſchon gehen, ohne daß Sie mich fortſchicken . . . Sie ſagen, daß Sie meinen Eltern treu ergeben waren; Sie wollen mich reich machen. Ich weiß nicht, was man mit dem Reichthum macht; aber ſo viel weiß ich, daß alles Gold der Welt nicht ſo viel werth iſt wie eine Thräne, wie ein Blutstropfen . . . Ich laſſe Ihnen nicht einmal die Zeit, die Drohung auszuſprechen, die Sie auf der Zunge hatten: Marie, Sie verlieren Ihr Vermögen, wenn Sie nicht zu dem Herzog von Roſtan gehen! Ich ſage Ihnen im Voraus: an dieſem Vermögen liegt mir gar nichts!«

Irene kam. — »Liebe Couſine,« ſagte Chiffonnette, »ich will nicht hier bleiben, ich gehe wieder in die Bretagne!«

Digitized by Google

Irene ſchloß die Thür vor dem lauſchenden Kammermädchen.

»Mein Gott!« ſetzte Chiffonnette hinzu, »wozu dieſe Heimlichkeiten? Ich bin des Glanzes überdrüſſig; ich hatte Luſt, die Dame zu ſpielen und ſeidene Kleider zu haben. Ich habe mich einen Monat geputzt und im Spiegel betrachtet . . . Mein Loriot hat mich nicht einmal in meinem Staat geſehen. Für Andere mag ich nicht ſchön ſeyn! . . . Ich ſoll reich werden; aber um mich reich zu machen, ſoll ſich die arme Solange Beauvais im Gefängniß zu Tode grämen . . . Ich mag den Reichthum nicht!«

Irene trat auf ſie zu und faßte ihre Hände.

»Sparen Sie Ihre Mühe, Couſine,« ſagte Chiffon entſchloſſen; »ich laſſe mich nicht überreden . . . Anſtatt zu dem Hôtel des Herzogs zu gehen, will ich mir den Weg zu dem Gefängniſſe zeigen laſſen, wo meine Freundin Solange iſt . . .«

»Ihre Freundin Solange!« wiederholte Irene, die ihren Mann fragend anſah.

»Die Bekanntſchaft rührt daher,« antwortete der Doctor, auf das Manuſcript der Gefangenen deutend.

Irene nahm die Papierrolle und drückte einen Kuß darauf. — Chiffon machte große Augen.

»Sie haben die arme Solange alſo noch lieb?« fragte ſie. »Das iſt ſchön von Ihnen! ich werde Sie beſuchen, wenn mein Couſin Sulpice nicht zu Hauſe iſt . . . Ich will zu unſerer Solange gehen und ihr ſagen, daß Sie ihr gut ſind, liebe Couſine; ich will ihr ſagen, daß Herr von Galleran weint, wenn er von ihr ſpricht . . . Und den Richtern,« ſetzte ſie, das Manuſcript berührend, hinzu, »den

Digitized by Google

Richtern will ich Alles ſagen, was darin ſteht, ich habe es im Gedächtniß behalten!«

»Sulpice! Sulpice!« ſagte Irene, bis zu Thränen gerührt, »kannſt Du noch widerſtehen?«

»Das Fräulein von Roſtan,« erwiederte Sulpice kalt, »kennt nicht den Werth deſſen was ſie ausſchlägt; ſie hat keinen Begriff von einem Reichthum, wie der des Herzogs . . . Ich laſſe ihr freien Willen; ich halte es nicht für erlaubt, Jemanden wider ſeinen Willen zu dienen. Sie mag thun was ihr beliebt. Mein Haus wird ihr immer offen ſtehen . . . zum Hinausgehen wie zum Eintreten.«

Er nahm ſeinen Hut und ging auf die Thür zu.

»Adieu, Couſin,« ſagte Chiffon, »ich gehe und komme nicht wieder.«

An der Thür ſah ſich der Doctor Sulpice um.

»Bevor ich mich entferne,« erwiederte er, »muß ich dem Fräulein von Roſtan ſagen, daß ich, ihrem Wunſche gemäß, nachgeforſcht habe, um ihren Reiſegefährten aufzufinden.«

»Loriot!« rief Chiffon, die ſchon im Begriff war, ihre Mantille überzuwerfen.

Irene und Sulpice wechſelten verſtohlen einen Blick. — Chiffon ſtürzte auf den Doctor zu; ihr Stolz war gebrochen, ſie ſah ihn einſchmeichelnd und bittend an. Sie war wieder die kleine freundliche Chiffonnette von vormals.

»Sie haben ihn gefunden?« fragte ſie.

»Ja,« antwortete der Doctor, »ich habe ihn gefunden.«

»Wo iſt er? O, ſagen Sie, wo iſt er?«

»Ich kann Ihnen nur ſagen,« erwiederte der Doctor,

Digitized by Google

»daß Sie Ihren Freund im Hauſe des Herzogs geſehen haben würden.«

»Ha! Sie wollen mich anlocken!« eiferte Chiffon. »Das iſt nicht ſchön von Ihnen . . . Ja, ja, Sie wiſſen wohl, daß er mir theurer iſt als mein Leben; aber Gott befiehlt mir, die arme Solange nicht zu verlaſſen . . . und ich werde meinen Loriot ohne Sie wiederfinden!«

Unterdeſſen hatte ſie ihre Mantille angezogen und ihren Hut aufgeſetzt. Sie eilte auf die Thür zu. Irene drückte ſie an ihr Herz. Dieſes Mal hatte Sulpice Thränen in den Augen.

»Vater,« ſagte er leiſe und faltete die Hände, »Roſtan wird wieder aufleben: ſein Herz iſt nicht todt!«

V.

Notariatsprotocoll.

Chiffonnette, Irene und Sulpice ſaßen am Camin. Chiffonnette ſaß in der Mitte. Sie hatte doppelte Liebkoſungen zu erwiedern.

»Was würdeſt Du im Gefangenhauſe mit den Aufſehern und Schließern gemacht haben, liebes Kind?« fragte Irene.

»Ich würde ſo lange gebeten haben,« antwortete Chiffon, »bis man mich zu der armen Solange gelaſſen hätte.«

»Aber es würde Dir nichts genützt haben, liebes Mädchen. Man mag immerhin bitten und weinen, es nützt nichts, der Befehl iſt ſtreng . . . Ich habe ja ſelbſt den Verſuch gemacht . . .«

Digitized by Google

»O! Sie ſind gut, Couſine!« ſagte Chiffon, die dem Doctor einen ſchalkhaft zürnenden Blick zuwarf.

Sulpice ſtrich ihr das ſchöne dunkle Haar glatt.

»Er iſt auch gut,« erwiederte Irene, »er iſt beſſer als wir Alle.«

Sulpice verſetzte mit dem wehmüthig ſanften Lächeln, das ſeinem Geſicht einen ſo eigenthümlichen Ausdruck gab: »Marie, Sie ſollen Solange zuerſt ſehen; Sie ſollen Ihr das Glück verkünden . . . Sie ſollen ganz allein gehen und die arme Gefangene wird ihren guten Engel zu ſehen glauben.«

Chiffon ſchlang beide Arme um ſeinen Hals.

»Soll es heute ſeyn?« fragte ſie.

»Späteſtens morgen,« erwiederte der Doctor. »Und jetzt, liebes Kind, rüſten Sie ſich . . . Es iſt ja für Solange ſelbſt von der größten Wichtigkeit, daß Sie beim Herzoge Ihren Zweck erreichen. Als Sie ſagten: ich mag den Reichthum nicht, bedachten Sie nicht, wie viele Menſchen man mit einem ſolchen Vermögen glücklich machen kann.«

»Das iſt wahr,« ſagte Chiffon, die ganz erfreut aufſtand; »mein Loriot ſoll reich werden!«

Irene küßte ſie und flüſterte ihr ins Ohr: »Ich danke Dir in ihrem und meinem Namen.«

»Hatte Herr von Galleran den Diebſtahl begangen?« fragte Chiffon vorwitzig.

Irene ſah ſie erſtaunt an.

»Sagen Sie ihm nie etwas davon!« flüſterte ſie ihr zu.

Digitized by Google

»Das halte ich nicht aus!« sagte Virginie, als sie mit ihrer jungen Gebieterin wieder allein war; »diese Geheimnißkrämerei macht mich am Ende verrückt... Wenn das so fortgeht, künde ich Ihnen den Dienst auf!«

»Wie! Virginie, Sie wollen mich verlassen?«

»Ich fühle mich zu Ihnen hingezogen, Mademoiselle Marie, wie das Eisen zum Magnet hingezogen wird, wie sich unter dem schönen Himmel Occitaniens die Weinrebe an die Ulme schmiegt, wie sich das Unglück an auserwählte Wesen festklammert . . . Aber was mir geschehen ist, muß mich verdrießen. Ich habe viele Romane gelesen und nie einen Band weggeworfen, ehe ich ans Ende gekommen war, obschon es eine Arbeit war, manche Romane bis zum Schlusse zu lesen . . . aber ich gehe immer bis ans Ziel, ich muß etwas für mein Geld haben . . . Nun bleibe ich zum ersten Male in der Schwebe, und das kränkt mich.«

»Beruhigen Sie sich,« erwiederte Chiffon, »wir wollen zusammen die arme Solange befreien . . .«

»Wirklich! . . . es nimmt also kein tragisches Ende?«

»Nein, das Ende ist rosenfarben . . . es werden nur Freudenthränen geweint.«

»O, das war nicht der Mühe werth!« sagte Virginie verdrießlich.

Die Romanleserinnen sind gemeiniglich sehr gutherzig. Niemand weiß besser als sie den Tag und Ort einer Hinrichtung im voraus anzugeben. Sie stehen um drei Uhr früh auf und Manche legen sich gar nicht schlafen, um einen guten Platz zu bekommen. Sie sind gar nicht böse auf den Verurtheilten; aber wenn er zufällig begnadigt wird, sind sie verdrießlich, oft sogar zornig. Sie kennen den Nachrichter so

Digitized by Google

gut wie die Schauspieler des Boulevardtheaters. Eine Hinrichtung ist für sie ein effectvolles Melodrama. Die sentimentalsten sind die Gefährlichsten; sie würden einen Unschuldigen guillotiniren lassen, um nur weinen zu können.

Sulpice und Irene waren allein im Salon. Der Doctor hatte ein Buch genommen.

»Du willst nicht mit mir sprechen, Sulpice?« sagte Irene.

Der Doctor schlug sogleich das Buch zu. Irene faßte seine Hand. — »Ich bitte, ich beschwöre Dich, lieber Sulpice,« setzte sie leise hinzu, »sey vorsichtig . . .«

»Nicht wahr, sie trachtet mir nach dem Leben?« erwiederte Sulpice mit spöttischem Lächeln.

»Ja, sie trachtet Dir nach dem Leben . . . ich bin fest davon überzeugt. Die Vorkehrungen sind getroffen. Der Meuchler hat das Handgeld erhalten und die Mordwaffe ist schon gezückt.«

»Woher weißt Du das, Irene, wenn Du mir nicht ungehorsam gewesen bist?«

Irene schlug die Augen nieder. Er fuhr fort:

»Irene, ich bin zu stolz, um eifersüchtig zu seyn . . . aber meine Liebe zu Dir war durch dein Vertrauen, deinen Gehorsam bedingt . . .«

»Meine Liebe,« unterbrach ihn Irene mit Begeisterung, »meine Liebe zu Dir, Sulpice, ist mein ganzes Wesen . . . ich habe keinen Gedanken, der sich nicht auf Dich bezieht. Der Starke, Muthige richtet seinen Blick nur nach oben; er sieht nicht die zu seinen Füßen lauernde Gefahr.«

Digitized by Google

Sulpice erwiederte gähnend: »Die ſchauerliche Geſchichte von dem Aſtrologen, der ſich in einen tiefen Brunnen hinabließ! . . .«

Es lag nicht in ſeinem Charakter, den Ausdruck eines zärtlichen Gefühls durch einen gemeinen Scherz zu beantworten.

»Sulpice! lieber, theurer Mann, ich erkenne Dich nicht mehr!« ſtammelte Irene mit Thränen in den Augen.

»Du übertreibſt Alles,« ſagte Sulpice, ſich abwendend, »haſt Du heute deine Mutter beſucht?«

»Ich beſuche ſie alle Tage.«

»Wie geht ihr's?«

»Sie hat ſeit langer Zeit mehr Beſinnung und Gedächtniß . . . Sie beklagt ſich oft, daß ſie Dich nicht mehr ſieht, Sulpice.«

»Sprich ſo wenig wie möglich von mir, Irene,« ſagte der Doctor; »es wäre am beſten, wenn ſie mich vergeſſen könnte.«

»Das iſt unmöglich!« erwiederte Irene lebhaft; »Magdalena von Roſtan wird nie ihren Vater vergeſſen.«

»Dieſen Wunſch ſpreche ich nur als Arzt aus,« ſagte Sulpice mit ſcheinbarer Kälte; »Du weißt, daß ich abſichtlich aufgehört habe, deine Mutter zu beſuchen; ich hege trotzdem immer die gleiche Achtung und Ergebenheit gegen ſie. Du weißt auch, daß es im Intereſſe meines Planes wünſchenswerth wäre, eine Zeit lang von ihr vergeſſen zu werden.«

Irene ſchwieg. Sulpice nahm ſein Buch wieder zur Hand. — Eine Thräne floß über die blaſſe Wange der jun-

Digitized by Google

gen Frau. Sie ſtand auf und ging leiſe durch das Zimmer. Sulpice ſchien ſie nicht zu hören.

Als ſie fort war, ſtützte er den Kopf auf die Hand. — »Sie wird die Kleine holen,« ſagte er. »Die Frauen ſuchen immer den Kampf zu verzögern . . . Arme theure Irene! . . . Wenn dieſer Kampf überſtanden iſt, kommen andere Kämpfe: ſo iſt das Loos auf Erden. Wenn ich hier ſiege, werde ich mit der Wiſſenſchaft ringen . . . und die Wiſſenſchaft nimmt die ganze Kraft des Menſchen in Anſpruch . . .«

Irene kam wirklich mit einem wunderhübſchen roſigen Kinde auf dem Arme.

»Lege dein Buch weg,« ſagte ſie heiter, »und nimm die kleine Magdalena auf den Schooß.«

Sulpice ſtreckte die Arme aus. Er zitterte, als er das Kind an ſein Herz drückte. Die kleine Magdalena ſtammelte einige nur halb verſtändliche Laute. Fremde, theilnahmloſe Perſonen langweilen ſich; die Eltern hingegen lauſchen mit Entzücken; es iſt für ſie lieblicher als eine Strophe von Lamartine, ſchöner als ein Gedanke von Beethoven. Und die größten, ſtärkſten Geiſter freuen ſich am meiſten darüber.

Die kleine Magdalena ſaß auf dem Schooße ihres Vaters; Irene ſagte:

»Du ſiehſt, daß Du nicht das Recht haſt, dein Leben ſo leichtſinnig auf's Spiel zu ſetzen!«

Sulpice hob das Kind hoch auf. — »Willſt Du eine gute Frau werden, Madelinette?« ſagte er; »willſt Du deinem Manne recht gehorſam ſeyn?«

»Nein,« antwortete das Kind entſchloſſen, »ich will reiten!«

Sulpice beeilte ſich, dieſen harmloſen Wunſch zu er-

Digitized by Google

füllen und ſetzte ſie rittlings auf ſein Knie. Die Kleine jauchzte und lachte.

»Es gibt Frauen, die ihren Mann ganz allein beſitzen,« dachte die arme Irene. — »Nicht wahr, Magdalena,« ſagte ſie, »Du würdeſt ſterben, wenn Du deinen Vater verlöreſt?«

»O ja,« antwortete das Kind; »noch hopp hopp machen, Papa!«

»Als Du ſo alt wareſt, Irene,« ſagte Sulpice, »wareſt Du ſchon ganz mein . . . Ich wiegte Dich in den Schlaf . . . ich war Dir herzlich gut . . .«

»Du liebteſt mich mehr als jetzt,« unterbrach ihn Irene.

»Womit ſoll ich Dir denn beweiſen, daß ich Dich liebe?«

»Du mußt mich anhören.«

Sulpice legte das Kind in die Arme der Mutter.

»Irene,« erwiederte er, »dein Leben iſt mir ſo unentbehrlich, wie Dir das meinige. Ich habe Dir geſagt, daß Du jedes Mal, wenn Du in den Zuſtand des Somnambulismus trittſt, dein Leben auf's Spiel ſetzeſt. Du haſt gegen meinen Willen gehandelt, dies iſt mehr als Ungehorſam, es iſt faſt Verrath. Wir ſind kein gewöhnliches Paar, Irene, und wer das menſchliche Herz kennt, weiß wohl, daß ſolche zu eng geſchloſſene Bande am leichteſten zu zerreißen ſind . . . Laß mich reden und nimm Dir nicht die Mühe, Dich zu vertheidigen, ich klage Dich nicht an . . . Ich habe deine erſte Zuſammenkunft mit Galleran erfahren. Du kannſt mir nicht erwiedern, daß ich ſelbſt ihn an Dich gewieſen, denn die Zuſammenkunft fand ſtatt, ehe Du meinen Brief erhielteſt . . .

Digitized by Google

Ich habe auch erfahren, daß Du zu ihm gegangen biſt. Hätteſt Du mich um Rath gefragt, ſo würdeſt Du ihn vielleicht nicht in dein Vertrauen gezogen haben.«

»Ich fühlte, ich ahnte, daß Du in Gefahr biſt,« ſagte Irene. »Ich wollte Dich retten!«

»Noch einmal,« erwiederte Sulpice, »ich mache Dir keinen andern Vorwurf, als daß Du mir gegen meinen Willen beiſtehen wollteſt und auf die Gefahr, meinen ganzen Plan zu vereiteln, meinem Urtheil vorgreifſt.«

Dieſes ernſte Geſpräch war keineswegs nach dem Sinne der kleinen Magdalena, die gebieteriſch rief: »Reiten, Papa, reiten!«

Sulpice nahm ſie auf den Schooß und fuhr fort: »Eine gute Frau muß vor Allem gehorſam ſeyn, nicht wahr, Madelinette? Ich gab Dir kein Gehör, als Du mich vor der vermeintlichen Gefahr warnteſt. Daher deine Betrübniß und deine Thränen. Ich wollte Dich nicht anhören, weil ich im voraus wußte, was Du mir zu ſagen hatteſt und weil ich die Art, wie Du es erfahren hatteſt, mißbilligte. Galleran liebt Solange, das bringt ihn in deinen Augen und vielleicht in den meinigen wieder zu Ehren. Aber es iſt kein Grund, ihn zwiſchen Dich und mich zu ſtellen. Soll ich jetzt von dem Urtheil der Welt ſprechen? Ich weiß ihm Trotz zu bieten, aber nur im äußerſten Nothfalle. Nur Thoren fordern die öffentliche Meinung ohne Urſache heraus. Galleran iſt nicht der Mann, der eine Solange glücklich machen und für alle Leiden belohnen kann; gewiſſe Sünden können nur durch den Tod geſühnt werden . . .«

»Was!« . . . wollte ihn Irene unterbrechen.

»O Madelinette! mein Püppchen, wie roth deine Wan-

Digitized by Google

gen sind! ... Jetzt wollen wir ausruhen, denn man muß das Reiten nicht übertreiben.«

Er nahm das Kind auf den Arm und fuhr fort: »So lange kennt ihr eigenes Herz nicht. Doch ich will von Dir selbst reden, Irene. Was hast Du in deinem magnetischen Schlafe erfahren? Was für Worte hat Galleran in sein Taschenbuch geschrieben? Was hat Dir die Haarlocke enthüllt?«

»Du weißt also wirklich Alles?« stammelte Irene.

»Die Marquise trachtet mir nach dem Leben,« fuhr Sulpice fort; »wie könnte es auch anders seyn? ich stehe ihr im Wege, und sie schreckt vor keinem Verbrechen zurück. Der alte Jean Touril ist natürlich ihr Helfershelfer und ihr Werkzeug Nieul, der vormalige Diener der alten Marquise ...«

»Aber die Falle, die man Dir stellen will ...« entgegnete Irene.

»Die Marquise ist schlau und gewandt. Die Falle ist gut ersonnen, wenn auch etwas abenteuerlich ...«

»Sie wäre furchtbar gewesen, Sulpice,« sagte Irene zitternd, »wenn wir nicht gewarnt worden wären ... Euch Aerzten geht es wie den Priestern. Ihr dürfet eure Hilfe nicht verweigern. Und dieser Nieul, den Du schon aus Mitleid behandelt hast ...«

»Nieul war gut gewählt ... Die Morgatte kennt ihre Leute.«

Die kleine Magdalena gab sich alle Mühe, die weiße Cravate ihres Vaters aufzuknüpfen. Sulpice nahm die Cravate ab und gab sie der Kleinen.

»Jetzt bin ich beruhigt,« sagte Irene, »da Du Alles entdeckt hast. Nieul mag immerhin schicken, Du wirst nicht gehen.«

Digitized by Google

Irene ſprach anders als ſie es meinte.

»Ich werde gehen,« ſagte Sulpice und ſetzte mit immer größerer Lebhaftigkeit hinzu: »Ihr Alle habt mich in dieſe Bahn getrieben ... Mein Vater iſt im Himmel, und ich weiß nicht was Rache iſt. Ich arbeite nicht um meinen Vater zu rächen, ſondern um ihm zu gehorchen. Mein Vater würde dasſelbe gethan haben was ich thue, vielleicht in anderer Weiſe, vielleicht beſſer. Aber er hätte dieſer Aufgabe nicht mit größerer Hingebung einen großen Theil ſeines Lebens widmen können. Ich ſpreche nicht oft davon, Irene, weil ich deine Liebe und nicht deinen Dank will. Es iſt eine ſchwere Aufgabe; ich habe Hinderniſſe vor mir, die ich nicht ahnen konnte. Hätte ich es mit einem Manne zu thun, ſo würde ich die muthige, aber geiſtloſe Antwort mit dem Degen geben; hätte ich es mit einem gewöhnlichen Weibe zu thun, ſo könnte ich mich an die Juſtiz wenden ... Aber dieſes Weib hat den Namen Roſtan geführt, und ich will dieſen Namen, den ich mit Gottes Hilfe wieder in ſeine Rechte einſetzen will, nicht im Voraus durch ein öffentliches Aergerniß beſudeln. Der Name Roſtan muß makellos bleiben.«

»Aber dann ...« begann Irene.

»Und doch,« fuhr Sulpice fort, »muß die Morgatte ſterben. So lange ſie lebt, gibt es keine Sicherheit für den Sohn deiner Mutter, keine Sicherheit für die Tochter der armen Victoria ... So lange ſie lebt, bleibt mein Werk unvollendet.«

»Welchen Plan haſt Du denn?«

»Irene, wenn mich dieſer Nieul während meiner Abweſenheit rufen läßt, ſo verläugne mich nicht ... laß mich geſchwind holen. Verlaß Dich auf mich; mache keinen Verſuch

Digitized by Google

mir zu helfen ... wir ſind dem Ziel nahe, und ich fürchte nur Dich allein.«

Irene ſchlug die Augen nieder. Sulpice faßte ihre kalte Hand und küßte ſie.

»Da ſchlummerſt Du ja, Madelinette,« ſagte er aufſtehend, »und Du lächelſt wie ein Cherub ... wovon mögen die Engel wohl träumen, daß ſie ſo hold lächeln?«

Die ſüßen Träume kommen von dem Bewußtſeyn guter Thaten, und die kleine Magdalena hatte aus der weißen Cravate des Doctors eine Art Spitzenſtickerei gemacht.

Zu derſelben Stunde war fröhlicher Familiencirkel im Salon des Trüffelkönigs. Vor dem großen Camin ſaßen und ſtanden die Familie de Morges, Aſträa, Fernand und die andere Maria von Roſtan, die Nebenbuhlerin Chiffons, die keine andere war als der kleine Schalk Loriot. Franz von Roſtan rauchte im Garten ſeine Pfeife. Er war ſeit einem Monate ſehr zuſammengefallen, obgleich er doppelt ſo viel trank wie ſonſt. Er hatte Kummer.

Aber traurig war das veränderte Ausſehen des armen Trüffelkönigs. Er war noch aufgedunſen, aber ſeine Wangen wurden immer ſchlaffer und welker, wie eine ſchlechtgefüllte Blaſe. Seine glanzloſen Augen ſanken immer tiefer ein. Seine dünnen, faſt farbloſen, mit grau untermiſchten Haare lagen platt auf der niedrigen Stirn. Sein Mund hatte keinen Ausdruck mehr; ſein Doppelkinn wurde von der Cravate widerſtandslos in die Höhe geſchoben Kurz, es hielt nichts mehr feſt an ihm, und man fragte ſich, wie der ganze Körper noch die menſchliche Geſtalt behielt.

Solange, die Giftmiſcherin, war nicht mehr da. Seitdem ſie fort war, nahm der Trüffelkönig in der That auf-

Digitized by Google

fallend ſchnell ab. Der gute alte Arzt, den wir im Salon der Marquiſe Aſträa geſehen haben, wußte dieſe Erſcheinung ſehr gut zu erklären. Er bewies durch zahlreiche und unwiderlegliche Beiſpiele, daß Perſonen, die längere Zeit regelmäßig Gift genommen, nach und nach abſterben, ſobald man aufhört, ſie zu vergiften. Unter anderen verleumdeten Subſtanzen hat das Arſenik die ſchöne Eigenſchaft, den Menſchen beleibt zu machen und bei friſcher Farbe zu erhalten. Ninon de l'Enclos ſoll kein anderes Schönheits- und Verjüngungsmittel gehabt haben. Man muß es nur gehörig anzuwenden wiſſen.

Der Trüffelkönig verlor aus Mangel an Arſenik ſeine Lebenskraft. Der alte Doctor ließ ihm zur Stärkung Blut abzapfen, und ſagte jeden Morgen mit jener gemüthlichen Heiterkeit, die ihn ſo angenehm machte: »Der Herzog wird hundert Jahre alt . . . es müßten denn unvorhergeſehene Fälle eintreten.«

Die Marquiſe Aſträa verſah von nun an die Dienſte einer Kammerjungfer bei dem Trüffelkönig. Es verſteht ſich, daß ihm die ſorgfältigſte Pflege zu Theil wurde.

Der Stern der Familie Morges verdunkelte ſich beträchtlich. Die Gräfin mochte dem Herzog immerhin erklären, daß die jungen Mädchen ſonderbare, launiſche Weſen ſind, die ſich ein Vergnügen machen, mit Männerherzen ein grauſames Spiel zu treiben und oft zurückweiſen was ihnen am meiſten gefällt. Der Herzog von Roſtan konnte ſich über Gabriellens Abneigung nicht täuſchen. Gabrielle wollte ins Kloſter gehen. Die Gräfin und der Vitzdom von Pomard begannen alle Hoffnung zu verlieren.

Man war nur noch darauf bedacht, irgend einen fetten

Digitized by Google

Biſſen von der Erbſchaft zu erhaſchen; denn der Trüffelkönig nahm zuſehends ab.

Der Notar frühſtückte und ſpeiſte im Hauſe. Eine Menge Teſtamentsentwürfe wurden gemacht und abgeändert und am Ende verworfen. Der liebe Mann fand an dieſer gemüthlichen Unterhaltung durchaus keinen Gefallen.

Die Marquiſe nahm, von Ruhe und Schönheit ſtrahlend, den Ehrenplatz ein. Neben ihr ſaß »Loriotte,« die dem Trüffelkönig ſehr wohl gefiel und mit Recht für ſeine muthmaßliche Erbin gelten konnte.

Zur andern Seite Loriottens ſaß Fernand von Roſtan, der mit ſeiner beſcheidenen, naiven Miene jünger ausſah, als er wirklich war. — Dann kam der Notar, dann der Poet Senſitive, der auf einen Platz im Teſtament zählte, — dann der Graf und die Gräfin von Morges, die etwas verſtimmt waren, — dann die blaſſe, traurige Gabrielle, die neben dem halb ſchlummernden Trüffelkönig ſaß.

»Loriotte« führte das Wort faſt ganz allein. Die ganze Geſellſchaft war entzückt über ihre Liebenswürdigkeit und ungekünſtelte Grazie. Jedes Wort, das ſie ſprach, wurde bewundert. Die Marquiſe Aſträa bot Alles auf, ſie anzueifern, wenn es nöthig war, und ſie zurückzuhalten, wenn ſie zu ausgelaſſen wurde.

Der Trüffelkönig lächelte zuweilen über die drolligen Einfälle des lieben Kindes. Fernand warf ihr auf Befehl der Marquiſe zärtliche Blicke zu; denn der Herzog gab ſich gern dem Gedanken hin, ſeine beiden Erben vereinigt zu ſehen. Dieſes Familienfeſt erſetzte ihm die Bekränzung des Roſenmädchens.

Senſitive, der zartfühlende Menſch, war ganz bezau-

Digitized by Google

bert von der ſinnigen Naivität der jungen Bretagnerin. Er glaubte, wenn er ihr zuhörte, das Geklapper der Mühle oder das Brauſen des Oceans an der Felſenküſte zu hören. Er brauchte nur die Augen zu ſchließen, um Gewinde von Kornblumen und Klatſchroſen, goldene Garben, Rechen und Sicheln zu ſehen. Er hatte ſchon zwei- oder dreimal gefragt: »Mademoiſelle Marie, vermiſſen Sie hier nicht den würzigen Duft des Kuhſtalles! . . . und die ſchönen ſchwarzen und grauen Kühe? . . . Sagen Sie, haben Sie lieber Primeln oder die Blume der wilden Cichorie? Ich kenne dies Alles! . . . Dieſen Sommer gehen wir nach Meudon; Sie werden dort die ſchöne Natur wiederfinden . . .«

»Die Erdbeerblumen geben einen ſchönen Strauß,« antwortete Loriotte, »und es gibt keine grauen Kühe.«

Man lachte. Senſitive war entzückt.

»Sehen Sie,« ſagte er zu ſeinen Nachbarn, »dieſer ländliche Duft ſteigt mir in den Kopf . . . wie perlender Wein . . . Es gibt feine Nuancen, die nur ein feiner Beobachter bemerkt. Ein Knabe würde eine ſolche Antwort nicht gegeben haben. Die kleinen Bauern ſind unbändig; die Bauernmädchen hingegen ſind etwas ſchnippiſch, aber höchſt liebenswürdig . . . Ich bitte um Verzeihung, Mademoiſelle Marie, daß ich mich dieſes Ausdrucks bediene . . . Niemand achtet mehr als ich den berühmten Namen, den Sie führen.«

Er verneigte ſich gegen den Trüffelkönig.

»Es hat nichts zu ſagen,« antwortete Loriotte.

Er fühlte ſich außerordentlich wohl, der kleine Loriot. Er ließ ſich durch nichts aus der Faſſung bringen. Chiffon hatte ſich in einem Monate faſt alle ihre ländlichen Ausdrücke abgewöhnt; ſie war ganz zur Pariſerin geſchaffen.

Digitized by Google

Loriot hingegen hatte sich nichts abgewöhnt und nichts angewöhnt. Er sah wirklich aus wie ein hübsches derbes Landmädchen, und Jedermann wurde getäuscht. Sensitive sagte nur mehr Albernheiten, als die Andern. Loriot hatte ihn deshalb in ganz besondere Affection genommen. Sensitive war der Einfaltspinsel dieser Posse. Man hat diese Figur nicht aufs Theater gebracht, weil es groteske Charaktere gibt, die zu langweilig sind.

Uebrigens wußte der kleine Loriot durchaus nichts von der Intrigue, die in seiner Umgebung angesponnen wurde. Man hatte ihn nicht ins Geheimniß gezogen und er war gar nicht neugierig. Seine gegenwärtige Lage gefiel ihm zu wohl, als daß er seinen Blick nach außen gerichtet hätte. Er genoß dieses Schlaraffenleben mit der Sinnlichkeit eines kerngesunden, mit gewaltigem Appetit begabten kleinen Bretagners. Er hielt täglich vier tüchtige Mahlzeiten ohne die Leckerbissen, die er nebenbei verzehrte; er schlief zwölf Stunden in einem weichen Bett und schnarchte auf schwellenden, mit Spitzen besetzten Kissen; er parfümirte sich stark, und die Geschichte sagt, daß er seine Kammerjungfer, die ihm heimlich Liqueur holte, ziemlich oft küßte.

Welch ein herrliches Charakterstudium für den Poeten Sensitive, wenn er gewußt hätte, daß das Fräulein Marie von Rostan gern Branntwein trank! Er würde gesagt haben: ein Knabe thut so etwas nicht.

Seit einigen Minuten stockte das Gespräch im Salon des Trüffelkönigs. Die Marquise hatte dem Notar einen Wink gegeben und der Mann des Gesetzes hatte sich dem Krösus genähert und auf einen andern Wink von ihr hatte Fer-

Digitized by Google

nand die etwas rothe Hand ſeiner Couſine Loriotte genommen. Die Marquiſe ſtand auf und trat auf den Herzog zu.

»Herr Notar,« ſagte ſie ſcheinbar unwillig, »ich hatte Sie gebeten, meinen lieben Couſin nicht zu beläſtigen. Er hat ja noch Zeit genug, ſeine Angelegenheiten zu ordnen . . .«

»Zeit!« wiederholte der Trüffelkönig, deſſen fades Geſicht durch den Schmerz einen etwas edlern Ausdruck bekam; »Zeit, ſchöne Couſine! . . . Ja, wenn man Jahre mit Gold kaufen könnte!«

»Mein Gott!« ſagte die Gräfin von Morges ungeduldig, »wer hat Ihnen denn ſolche Ideen in den Kopf geſetzt, lieber Herzog? Sie ſprechen ja, als ob Sie dem Tode ſchon nahe wären . . . und die Ausſprüche des Doctors lauten doch immer befriedigender.«

Der Trüffelkönig ſchüttelte den Kopf.

»Ach! armer Freund,« erwiederte die Gräfin, ſich zu ſeinem Ohr neigend, »ich weiß wohl was Ihnen fehlt! . . . Sie ſind ſo empfänglich für die ſüßen Freuden des Herzens . . . eine zärtliche, treue Lebensgefährtin . . .«

Der Trüffelkönig wandte ſeinen matten Blick auf Gabrielle, die in Gedanken verſunken war; das arme Mädchen war auch blaß und ſehr verändert.

»Sie würde dann auch wieder heiter werden!« ſagte die Gräfin.

Aſträa, die auf der andern Seite ſtand, faßte ſeine beiden Hände.

»Sehen Sie die beiden jungen Leute,« flüſterte ſie ihm in das andere Ohr, »welch ein entzückendes Bild für einen Vater! . . . Sie ſind wirklich ihr Vater, denn ſie haben ja das Glück von Ihnen zu erwarten!«

Digitized by Google

»Um ihre Zukunft zu sichern . . .« begann der Notar.

Aber die Gräfin von Morges ließ ihn nicht zu Worte kommen; der Vitzdom von Pomard und selbst Asträa stimmten mit ein. — Sensitive hörte sehr gern vom Testament sprechen; er verschaffte dem Notar Theaterbillets und lebte von der Hoffnung.

»Ich fühle mich heute schwach,« sagte der Trüffelkönig und lehnte den Kopf zurück.

»Das kommt vom Wetter,« sagte die Gräfin, »ich habe Reißen im Kopfe.«

Der Vitzdom von Pomard dachte: »Wenn das nichts einträgt, so gibt es keine Gerechtigkeit mehr in der Welt!... sich Monate so zu langweilen!« — Er wandte sich ab, um ungesehen zu gähnen.

»Ihr lieben Kinder!« sagte der Trüffelkönig, der eine Thräne abwischte, denn der Gedanke an sein nahes Ende stimmte ihn oft ganz weinerlich, »werdet Ihr mich bedauern?«

Loriotte sagte ganz einfach: Ja; Fernand hielt eine wohlgesetzte Rede.

»Seltsames Geschick!« faselte Sensitive; »an einem Orte geboren . . . der Eine ein Pariser geworden und mit allen Vorzügen der Civilisation geschmückt . . . die Andere kommt eben erst von jenen öden Gestaden, wo der Sturm . . .«

»Und Beide finden sich in meinem Hause zusammen,« setzte der Trüffelkönig hinzu; »das ist die Hand der Vorsehung . . sie müssen glücklich werden.« — Er richtete sich mit Hilfe der Marquise in dem Armsessel auf; aus seinem

Digitized by Google

Blicke leuchtete wieder einiges Leben. — »Mein Entschluß ist gefaßt . . . Ich bin von Freunden umgeben. Lesen Sie mir den Testamentsentwurf und den Notariatsact vor.«

Asträa athmete tief auf. Die Gräfin blickte verdrießlich vor sich nieder; der Graf machte seinem Grimm durch leise Flüche Luft. Gabrielle wußte nicht einmal, wovon die Rede war.

Der Notar zog ein Bündel Papiere aus der Tasche . . . echtes Geschäftspapier, rauh, gelblich, stark wie Pappendeckel, kurz, ein Papier, an welchem die Fortschritte der neuesten Industrie spurlos vorübergegangen sind. Solches Papier verwendet man nur noch zu Contracten, zu Schenkungen unter Lebenden, zu Testamenten; kostbares Papier, das ganze Feldmarken, Waldungen, Mühlen und sechsstöckige Häuser in sich faßt. Für einige Bogen solchen Papiers würde Sensitive den blühenden Hagedorn, das dunkle Grün der Stechpalmen, sogar die auf alterndem Gemäuer spazirenden Eidechsen verläugnet haben!

Es herrschte tiefes Schweigen. Der Notar wischte seine Brille ab und begann:

»Im Jahre 1852 am 29. November erschienen vor Maitre . . . und seinem Collegen: 1. Herr Durand de Lapierre (Joseph Pierre Corentin), Handelsagent, volljährig, wohnhaft in Paris; — 2. Frau Witwe Rio (Célestine Sidonia), Rentière, volljährig, wohnhaft in Paris; — 3. Touril (Jean François), Handelsmann, volljährig, wohnhaft zu La Chapelle bei Paris; — 4. Gandeau (Pierre Marie), vormaliger Unteroffizier der Zollwache, volljährig, wohnhaft zu Plouesnon im Departement der Nordküste, — einerseits;

Digitized by Google

»Andererſeits 1. Herr Jean de Roſtan, Rentier, minderjährig, wohnhaft zu Paris; — 2. Demoiſelle Marie de Roſtan, Rentière, minderjährig, in Paris wohnhaft.

»Und es iſt erklärt worden: 1. von dem genannten Durand de Lapierre, es ſey zu ſeiner perſönlichen und unmittelbaren Kenntniß gekommen, daß am 4. November 1835 die Demoiſelle Victoria Felicitas Marie von Roſtan, Tochter des ſeligen Grafen Roſtan du Bosq, bei ſeinen Lebzeiten Capitän in der königlichen Marine, eine Tochter geboren hat, deren Vater ihr Vetter Anton von Roſtan, Marquis von Maurepar, war. Es war ein Eheverſprechen gegeben worden. Dieſes Kind, welches in der Nacht des 6. December 1835 auf dem Friedhofe zu Saint-Caſt ausgeſetzt worden war, nahm der Zollwächter Nicolas Méruel auf. Das Kind erhielt in der Taufe den Namen Marie. Der Unterzeichnete hat es nie aus den Augen verloren und verſichert eidlich, daß es die oben genannte Demoiſelle Marie von Roſtan iſt. — 2. von demſelben Durand de Lapierre, daß in der Nacht vom 6. zum 7. November 1835 . . .

»Wenn der Herr Herzog wünſcht,« unterbrach ſich der Notar, »ſo kann ich abkürzen.«

»Leſen Sie Alles,« erwiederte der Trüffelkönig.

»In der That,« ſetzte Senſitive hinzu, »dieſe alten, ehrwürdigen Formen, die ſo viele Revolutionen überlebt haben, beſitzen ein eigenthümliches Parfüm . . .«

Loriotte war ſchläfrig; der blonde Fernand, alias Jean de Roſtan genannt, trug eine harmloſe Gleichgiltigkeit zur Schau, und die Gräfin von Morges hatte ſchon dreimal geſagt: »dies hat keine geſetzliche Geltung.«

Digitized by Google

»Und überdies,« ſetzte Pomard hinzu, »iſt Marie von Roſtan ein natürliches Kind.«

»Ich muß Ihnen erwiedern,« entgegnete der Notar, »daß durch dieſen Act kein Erbrecht geltend gemacht, ſondern nur die Identität der beiden letzten Sprößlinge des Hauſes Roſtan erwieſen werden ſoll.«

Er räuſperte ſich, um weiter zu leſen; aber ein Diener erſchien und meldete den Doctor Sulpice.

Die Marquiſe Aſträa ſtieß den Notar an. Der Graf und die Gräfin von Morges lächelten. Fernand erblaßte, und der Trüffelkönig, der mit Mühe aufſtand, ging dem Doctor ein paar Schritte entgegen.

VI.

Damenſchlacht.

Dies war ein Ereigniß. Der Doctor Sulpice hatte den Salon Roſtan's ſchon ſeit mehren Tagen nicht betreten. Der Herzog hatte ihn mindeſtens zehnmal rufen laſſen, ohne daß Sulpice erſchienen war. Auch Irene ſchien ſich zurückgezogen zu haben. Sie hatte ihren Vater, den Marquis von Roſtan, außerhalb des Hôtels geſprochen. Nach dieſer Unterredung hatte der große Roſtan eine halbe Flaſche Rum getrunken und ſein Rauſch war in Thränen übergegangen.

Sulpice nahm den Trüffelkönig bei der Hand und führte ihn wieder zu ſeinem Armſeſſel. Der arme Tropf nahm ſeinen Platz wieder ein. Sulpice ſah ihn ſcharf an, ohne ſeine Hand loszulaſſen. Es herrſchte tiefe Stille im Salon.

Digitized by Google

»Es iſt mir, als ob ich wieder auflebte,« ſagte der Trüffelkönig, deſſen Augenlider ſich ſenkten und eine Thräne zerdrückten; »eine wohlthuende Wärme ſtrömt in meine kalten Beine; mein Kopf wird freier, ich athme leichter . . . Sie allein können mich heilen; warum haben Sie mich verlaſſen?«

»Herr Herzog,« antwortete Sulpice, »der Arzt hat es nur mit der Krankheit zu thun und die Heilkunſt wirkt nur durch Mittel . . . Sie haben noch andere Feinde als die Krankheit und ſehr oft habe ich bemerkt, daß meine Arzneien bei Ihnen unwirkſam geblieben ſind.«

»Ich weiß wohl, daß ich verrathen bin!« erwiederte der Trüffelkönig. »Sie meinen Solange . . . ich war ihr ſo gut, ich nannte ſie meine Tochter! . . .«

Sulpice ließ ſeine Hand los und ſagte laut:

»Ich hatte Solange Beauvais in Ihr Haus gebracht; ſie hat Alles nur auf mein Geheiß gethan.«

Man hätte im Salon eine Fliege ſummen hören können.

»Dieſes Geſtändniß kommt ſehr ſpät,« ſagte Fernand nach einer langen Pauſe; »zur rechten Zeit gegeben, hätte es der Unglücklichen viele qualvolle Tage erſparen können.«

Der Doctor gab ihm keine Antwort und ſah ihn nicht einmal an.

»Herr Herzog,« erwiederte er, »wenn dieſer junge Mann wirklich der Sohn Franz Roſtan's iſt, ſo iſt meine Frau ſeine Schweſter . . . Ich kenne ihn, ich kenne alle Ihre Umgebungen . . . und deshalb habe ich aufgehört Sie zu beſuchen.«

Es entſtand ein Gemurmel. Der Trüffelkönig richtete ſich auf. »Wer mein Freund bleiben will, muß ſchweigen,

Digitized by Google

wenn der Doctor ſpricht,« ſagte er mit der Energie der Furcht. »Doctor, haben Sie Mitleid mit mir; ich will Ihnen Alles geben was Sie verlangen . . . ich will in Ihrem Hauſe wohnen . . . Sie ſollen mein Erbe ſeyn . . .«

Sulpice machte eine ſo ſtolze Geberde, daß der arme Trüffelkönig keine Worte mehr fand und ihn mit offenem Munde anſtarrte.

»Ich habe Irene von Roſtan enterbt, indem ich ihr meinen Namen und meine Liebe gab,« ſagte Sulpice langſam und mit Nachdruck. »Sie hat keinen Vater mehr, weil ich ihren Vater verachte; ſie hat keine Familie mehr, weil ich ihre Familie bin . . .«

Fernand lächelte und ſagte halblaut: »Dafür hat ſie einen Geliebten . . .«

Der Doctor trat gelaſſen auf ihn zu und ſagte: »Ich habe es gehört, obſchon Sie ſehr leiſe ſprachen . . . Dieſe Aeußerung beweiſt mir, daß Sie ein Betrüger und nicht betrogen ſind, denn Jean de Roſtan würde ſeine Schweſter nicht beleidigen, ſelbſt wenn er eine ſo traurige Vergangenheit hätte wie Sie! . . . Sie nennen mich ſpottweiſe einen Hexenmeiſter. Soll ich Ihnen Ihr Schickſal prophezeien? . . . Sie haben noch drei Tage zu leben, und werden durch die Hand Roberts von Galleran fallen.«

Fernand war keine Memme. Er verſuchte aufzuſtehen, aber er ſchien an ſeinen Stuhl gefeſſelt. Er war todtenblaß.

»Was hat er Ihnen geſagt?« fragte ihn Aſträa, als Sulpice im Kreiſe Platz genommen hatte.

»Nichts,« antwortete Fernand, der aus einem Traum zu erwachen ſchien.

Eine neue Pauſe folgte. Der große Roſtan trat an's

Digitized by Google

Fenſter, um zu ſehen, wer gekommen war. Sobald er den Doctor Sulpice bemerkte, ging er wieder weit in den Garten.

Sulpice allein blieb ruhig. Die Familie Morges und Senſitive waren in einer Spannung, wie im Theater bei dem nahe bevorſtehenden Ausbruch einer Kataſtrophe. Die Sache berührte ſie nicht unmittelbar, aber ſie ergriffen begierig jede Gelegenheit, um der Marquiſe Aſträa entgegenzutreten und ſie zu demüthigen.

Der Notar blätterte mit ſichtlicher Ungeduld in ſeinen Papieren. Loriot ſah den Doctor etwas ſcheu, aber neugierig an. Er erkannte ſehr gut den Mann, den er im Wirthshauſe zu Maintenon geſehen hatte und von dem er geſagt hatte: er iſt ſchön wie ein König!

Loriot erinnerte ſich, daß ihn dieſer Mann freundlich angeredet und daß er Chiffonnettens Wange geſtreichelt hatte. Nach ſeiner Flucht vor dem theuern Speiſezettel hatte er kaum wieder an den Fremden gedacht. Loriot hatte ſeitdem noch weit beſſere Sachen gegeſſen, die ihn nichts gekoſtet. Aber die arme kleine Chiffonnette! Er hatte gerade heute mehr an ſie gedacht, als ſonſt. »Wenn ich nur wüßte, wo ſie iſt?« Dieſer Gedanke hatte ihm oft vorgeſchwebt.

»Soll ich weiter leſen?« fragte der Notar.

Der Trüffelkönig ſah Sulpice furchtſam an.

»Nein, jetzt nicht,« ſagte Aſträa.

»Ich bitte Sie fortzufahren,« entgegnete Sulpice, »ich bin gekommen, um es zu hören.«

»Es ſind Familienangelegenheiten,« ſagte die Marquiſe.

Dieſer Grund war nicht triftig. — »Meine Frau hieß Irene von Roſtan,« erwiederte der Doctor.

Trotz der Meinung des Poeten Senſitive, der für den

Digitized by Google

altfränkiſchen Curialſtyl ſchwärmte, wollen wir dem Leſer die Erklärung der übrigen drei Zeugen erlaſſen. Die beiden erſten, Madame Rio und Jean Touril, beſtätigten die Ausſage Duran's de Lapierre. Der Dritte, Pierre Gandeau, den wir im Anfange dieſer Erzählung unter dem Spitznamen Fricandeau kennen gelernt haben, erklärte, Jean und Marie de Roſtan hätten das Haus ſeines Cameraden Méruel und den Pfarrbezirk Saint-Caſt vor mehren Jahren verlaſſen und wären wahrſcheinlich nach Paris gegangen.

Eine ungenügende, aber aufrichtige Erklärung gibt der frechen Lüge oft einen großen Werth.

Der Doctor Sulpice hörte mit ſcheinbarer Gleichgiltigkeit zu.

»Jetzt,« ſagte der Notar, »jetzt kommt der Teſtamentsentwurf.«

»Es iſt kaum auszuhalten!« ſagte die Gräfin von Morges halblaut. »Wie die arme Gabrielle ausſieht!«

Gabrielle, die aus einem Traume zu erwachen ſchien, ſah Fernand an und erröthete bis über die Ohren.

Der Doctor Sulpice runzelte die Stirn. Er ſah ſie eine Minute lang ſcharf an. Sie rückte auf ihrem Stuhle hin und her, dann ſtand ſie auf und trat auf ihn zu.

»Ich will ins Kloſter gehen,« flüſterte ſie ihm zu.

»Was fehlt Dir denn, Gabrielle?« fragte der Graf.

Gabrielle entfernte ſich von Sulpice und ſchien ſich ſelbſt zu wundern. Sie antwortete ihrem Vater nur durch Thränen.

»Das arme Mädchen kann ſich nicht mehr verſtellen,« ſagte die Gräfin zu dem Trüffelkönig. »Ach, wie glücklich würde ſie einen Mann machen!«

Aber der Trüffelkönig war zufällig nicht ſentimental ge-

Digitized by Google

ſtimmt. »Was ſagen Sie dazu, Herr Doctor?« fragte er, auf das Portefeuille des Notars deutend.

»Ich kenne Madame Rio,« antwortete Sulpice; »ich kenne auch Lapierre, Jean Touril und Pierre Gandeau. Was ſie von der Geburt der Kinder ſagen, iſt buchſtäblich wahr; mit der Identität iſt es etwas Anderes, Jedermann von ihnen hat ſeine Erklärung vor ſeinem Gewiſſen zu verantworten ... Laſſen Sie das Teſtament hören.«

Der Notar las das in gehöriger Form verfaßte Teſtament. Jean und Marie von Roſtan wurden zu Univerſalerben eingeſetzt. Der Name des Teſtamentsvollſtreckers wurde offen gelaſſen, und der letzte Paragraph enthielt einige beſondere Vermächtniſſe.

»Liebe Couſine,« ſagte Fernand zu Loriotte, »vereinigen Sie ſich mit mir, um unſerm großmüthigen Verwandten zu danken.«

»O ja wohl,« erwiederte Loriotte lebhaft; »ich werde bis an das Ende ſeiner Tage für ihn beten und ganz ſchwarz für ihn trauern ...«

Die Marquiſe kniff ſie in den Arm. Loriotte hätte ihr gern einen Fußtritt gegeben, aber ſie bezwang ſich, und Fernand führte ſie vor den Trüffelkönig. Dieſer wies ſie ſanft zurück.

»Vor Allem,« ſagte er, »will ich die Meinung des Doctors hören.«

»Meine Meinung,« antwortete Sulpice, »kann nicht zweifelhaft ſeyn; ich ſelbſt habe Ihnen den Rath gegeben, Ihr Vermögen zur Wiederherſtellung des Hauſes Roſtan zu verwenden ... Aber der Notar hat eine Clauſel vergeſſen: die nothwendige Verheirathung Ihrer beiden Erben.«

Digitized by Google

»Das ist wahr!« sagte der Trüffelkönig; »Sie müssen diese Clausel hinzufügen, Herr Notar.«

Der Notar verneigte sich. — Man wird uns vielleicht nicht glauben, wenn wir versichern, daß Loriot über diese Clausel gar nicht erschrak. Er sah Fernand sogar recht freundlich an.

Die Gräfin von Morges, ihr Gemal und Sensitive hätten die besondern Vermächtnisse gern kennen gelernt.

Alles schien für die Marquise nach Wunsch zu gehen, und gleichwohl vermochte sie ihre große Unruhe kaum zu verbergen. Die kalte Ruhe des Doctors hatte für sie etwas Entsetzliches, denn sie ahnte hinter dieser Ruhe irgend eine furchtbare Batterie, die jeden Augenblick demaskirt werden konnte.

Der Trüffelkönig wollte Loriot und Fernand in seine Arme schließen, als Sulpice wieder das Wort nahm:

»Das Testament ist gut,« sagte er, »obgleich ich eine einfache Annahme an Kindesstatt vorgezogen haben würde, um den Herzogstitel mit vollem Rechte zu vererben . . . Aber die Witwe Rio, Lapierre und Touril haben gelogen.«

Der Trüffelkönig ließ die Arme sinken. Fernand trat zurück, als ob er einen Anlauf nehmen wollte, um auf Sulpice loszustürzen.

»Bemühen Sie sich nicht,« sagte Sulpice lächelnd; »die Reihe ist noch nicht an Ihnen.«

Loriotte machte große Augen und gab sich alle Mühe, das Räthsel zu lösen. Die Marquise war regungslos wie eine Bildsäule, sie lauschte mit angehaltenem Athem.

»Marie von Rostan ist nicht hier,« fuhr Sulpice fort, indem er sich wieder an den Trüffelkönig wandte, »Sie sind das Spielzeug eines Betrugs.«

Digitized by Google

Die Familie Morges und Senſitive ſtarrten ihn erſtaunt an.

»Was ſagt er?« fragte Loriotte zornig; »jetzt ſoll ich nicht das Fräulein von Roſtan ſeyn!«

»Es wird dem Herrn Doctor ſchwer fallen, das zu beweiſen!« ſagte die Marquiſe.

»Wenn ſie nicht hier iſt,« ſtammelte der Trüffelkönig, »wo iſt ſie denn?«

Sulpice trat an den Camin und zog die Glocke. Ein Diener erſchien in der Thür.

»Führen Sie die Damen herauf,« ſagte Sulpice.

»Das wäre ja abſcheulich!« ſagte die Gräfin von Morges.

»Glaubwürdige Documente . . .« ſetzte Senſitive hinzu.

»Alles erlogen!« rief der Vitzdom von Pomard, der ſich im Stillen die Hände rieb. Die Sache ward verwickelt, und aus dem trüben Waſſer ließ ſich vielleicht noch die Erbſchaft fiſchen.

»Herr Herzog . . .« begann Fernand, der ſich dem Trüffelkönig genähert hatte

Dieſer unterbrach ihn und ſagte: »Wenn der Doctor Sulpice gewollt hätte, ſo wäre meine theure Irene meine Erbin geworden . . . ich glaube ihm wie einem Orakel.«

Aber dieſe feierliche Erklärung war nicht im Stande, Loriot zurückzuhalten. Er bekam Furcht und die Furchtſamen machen gern Lärm.

»Was!« ſagte er, zu der Marquiſe gewendet, »ich ſoll nicht Marie von Roſtan ſeyn? Wer bin ich denn? . . . Hier iſt ja die Medaille meiner Mutter.«

Sulpice trat raſch auf ihn zu und faßte die Medaille.

Digitized by Google

»Sie haben sie von ihr, nicht wahr?« fragte er bewegt.

Er meinte Chiffon, aber Loriot dachte nicht an seine kleine Chiffonnette.

»Ja, ja, von ihr,« erwiederte er; »nicht wahr, Frau Marquise? Ach, mein Gott, ich bin ein armes, unglückliches Mädchen! . . . Ja wohl, ich habe die Medaille von meiner Mutter!«

Der Trüffelkönig sah Loriotte mitleidig an. Die Marquise benutzte einen Augenblick, wo sie nicht beobachtet wurde, um Fernand zu sich zu winken.

»Ich glaube, der große Mann ist auf dem unrechten Wege,« flüsterte sie ihm zu. »Er greift Sie nicht an: treten Sie auf die Seite . . . Komm hierher, mein armes Kind,« rief sie Loriotte zu; »es ist möglich, daß man deine Zukunft vernichtet, denn Du hast keine Beweise deiner Geburt . . . aber ich werde Dich nie verlassen!«

Sie küßte Loriotte. — Sulpice sagte:

»Wenn sie die Tochter Victoria's wäre, so würde sich ihr Herz in diesem Augenblicke empören!«

Es war das erste Mal, daß Sulpice der Marquise Asträa geradezu entgegentrat. Sie sah ihn so stolz und trotzig an, daß die Zeugen dieses Duells aufmerksamer wurden.

»In meinem Heimatlande,« sagte sie langsam, »glauben die frommen, aber fatalistischen Bauern an eine unbedingte Vorherbestimmung, man wird entweder zum Dämon oder zum Engel geboren . . . Der Herr Herzog kennt die Sagen von den unter der großen Eiche zu Saint-Cast aufgefundenen Mädchen und von den Schäfern zu Tréguz.«

»Ich bin ein großer Freund von Volkssagen,« lispelte

Digitized by Google

Senſitive; »ſie ſind die urſprüngliche Form des poetiſchen Gedankens . . . und ich liebe die Bretagne, weil ſie die Heimat der Sagen iſt.«

»Die unter der Eiche aufgefundenen Waiſenmädchen,« fuhr Aſträa fort, »wachſen heran, um Gutes zu thun und zu leiden; die Schäfer von Tréguz verkaufen ihre Seele um Gold.«

Sie hielt inne; ihr Blick war immer auf den Doctor gerichtet. Sulpice ſchwieg.

»Wir ſind Landsleute, der Doctor Sulpice und ich,« ſetzte die Marquiſe hinzu; »ich bin unter der großen Eiche zu Saint-Caſt aufgefunden worden und er iſt Schäfer zu Tréguz geweſen . . . Wie die Sage berichtet, hat man ſeit Jahrhunderten nicht geſehen, daß eine Waiſe von Saint-Caſt einem Schäfer von Tréguz die Hand gereicht . . . Ich haſſe Niemand, den Doctor Sulpice ſo wenig wie einen Andern; aber die Sage lügt doch nicht, weil der Doctor Sulpice ſo großen Haß gegen mich hegt.«

Sie machte wieder eine Pauſe. Jedermann erwartete die Antwort des Doctors, aber er ſprach kein Wort.

»Aber die Sage lügt nicht,« fuhr Aſträa fort, »denn ich bin Marquiſe und Herr Sulpice iſt ein reicher Mann.«

»Genug, Couſine, genug!« fiel ihr der Trüffelkönig ins Wort.

»Dieſes Geſpräch ſcheint unſerem verehrten Freunde zu mißfallen,« verſetzte die Marquiſe, »ich ſetze daher nur noch ein paar Worte hinzu . . . Es gibt Umſtände, die hier nur Herrn Sulpice und mir bekannt ſind. Niemand würde ſeine verletzenden Worte verſtanden haben, wenn ich ſie nicht beantwortet hätte . . . Ich wünſche den Kampf nicht, aber ich

Digitized by Google

fürchte ihn auch nicht. Ich mache aus meinem Leben kein Geheimniß. Der Marquis von Roſtan hat ſeinen Wohlſtand mit mir getheilt, aber Niemand kann mir nachſagen, daß ich am Cap Fréhel meine Holzſchuhe und Bauernkleider gelaſſen. Niemand kann ſagen, ich ſey in Folge jener Schreckensnacht, wo drei Opfer fielen, plötzlich reich geworden!«

Alle Blicke waren auf den Doctor Sulpice gerichtet; er war etwas bläſſer als gewöhnlich, aber er hatte ſeine gewohnte Ruhe und Faſſung.

»Was dieſe beiden jungen Leute betrifft,« fuhr die Marquiſe, auf Fernand und Loriotte deutend, fort, »ſo iſt mein Verhältniß zu ihnen ganz uneigennützig. Jean und Marie von Roſtan haben in mir eine aufrichtige Verwandte und Freundin gefunden, aber ich erwarte nichts von ihnen, und mein einziger Lohn wird ihr Glück ſeyn.«

Sie ſchwieg . . . Der Notar gab ihr im Herzen Recht und dachte, ſie hätte mit den erforderlichen Studien ein ſehr paſſabler Advocat werden können. Der Trüffelkönig ſchien ſehr unſchlüſſig zu ſeyn. Sulpice ſah vor ſich nieder und war in Gedanken vertieft. Die Erinnerung an die Vergangenheit war plötzlich in ihm geweckt. Er hatte nicht einmal Muße, die Frechheit der Marquiſe zu bewundern.

Loriot hatte die Worte der Marquiſe nicht recht verſtanden, aber fühlte ſich ſtark und muthig; er meinte, mit Lärm und Trotz könne er am beſten ſeinen Platz behaupten. In den Wäldern der Bretagne, wo er den Umgang mit Menſchen kennen gelernt hatte, war der Sieg faſt immer auf der Seite der vorlauteſten Schreier geweſen.

»Wo ſind denn die Damen, die mich verdrängen wollten?« ſagte er herausfordernd; »ſie bleiben ja lange aus!«

Digitized by Google

Bei dieſen letzten Worten ging die Thür auf und Irenens reizendes Geſicht erſchien. Irene ſah außerordentlich jung aus; auf den erſten Anblick konnte man ſie für ein achtzehnjähriges Mädchen halten. Loriot ſtürzte, trotz der Marquiſe, die ihn zurückhalten wollte, auf die Eintretenden los.

»Was!« ſagte er, »Sie wollen ſich für das Fräulein Marie von Roſtan ausgeben? . . . ich will's Ihnen nicht rathen, denn ich bin Marie von Roſtan!«

Er hatte beide Fäuſte in die Seite geſtemmt. Senſitive und die Familie Morges lachten herzlich. — Aber plötzlich taumelte Loriot erſchrocken zurück. Er hatte hinter Irene ein anderes Geſicht bemerkt.

»Chiffon!« ſagte er und rieb ſich die Augen, als ober zu träumen glaubte.

Irene und ihre Begleiterin traten ein. Die Salonthür wurde hinter ihnen zugemacht.

Es fand nun ein Vorfall ſtatt, der den Trüffelkönig und ſeine Umgebungen ſehr in Erſtaunen ſetzte. Sobald die Begleiterin Irenens Loriot erblickte, eilte ſie auf ihn zu und ſchloß ihn in ihre Arme. — Loriot machte ſich los; er war wie vom Donner gerührt.

»Du biſt's?« ſtammelte er, ohne zu wiſſen was er ſprach; »Du biſt's, Chiffonnette? . . . Wahrhaftig, ſie iſt hübſch als Demoiſelle!«

Sulpice nahm Chiffon bei der Hand und ſagte zu Loriot: »Geben Sie die Medaille zurück.«

»O, lieber Couſin,« betheuerte Chiffon, »er hat ſie mir nicht weggenommen . . . Ich habe ſie ihm zum Andenken gegeben und damit ſie ihm Glück bringe.«

Sie hätte ihren Loriot gern mit Fragen beſtürmt, um

Digitized by Google

zu erfahren, warum er ſich als Mädchen verkleidet, aber ſie ahnte eine Gefahr, die ſie nicht noch vergrößern wollte.

Sulpice führte Chiffonnette vor den Trüffelkönig. Dieſer faßte ihre Hand. Sie machte einen ſchönen Knix, aber ſie ſah ſich jeden Augenblick nach ihrem Loriot um. Loriot mied ihren Blick; er hatte ſich hinter die Marquiſe geflüchtet. Wenn ihn Chiffonnette nicht anſah, ſo betrachtete er ſie verſtohlen und dachte: »Wie ſie ſich verändert hat! ... Ich möchte gern ein Weilchen mit ihr plaudern und ſie auf beide Wangen küſſen!«

Sein Herz pochte zum erſten Male. Er wußte ſich keine Rechenſchaft von ſeinem Gefühl zu geben, aber er fühlte ſich ganz anders. Der Knabe nahm auf immer Abſchied, um dem Jüngling Platz zu machen. Er büßte jetzt in ſeinem Gewiſſen für alle Schelmenſtreiche, für ſeine Selbſtſucht und Gefühlloſigkeit. Erſt jetzt ſah er ein, wie ſchwer er ſich an der holden kleinen Chiffonnette verſündigt hatte. Er erröthete bis über die Ohren und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Er ſchämte ſich ſeiner Mädchenkleider, und ſo oft als er einen verſtohlenen Blick auf Chiffonnettens Profil warf, dachte er: »O, wie hübſch iſt ſie!«

Dies war übrigens die allgemeine Meinung im Salon des Trüffelkönigs. Die Marquiſe hatte ein finſteres Geſicht gemacht, als Chiffonnette eingetreten war; ein banges Gefühl, faſt Gewiſſensbiſſen ähnlich, hatte ihr Herz durchzittert. Eine Art Fata Morgana war vor ihren erſtaunten Blicken vorübergezogen. Der weite, halb in Nebel gehüllte Horizont des Meeres, die ſchäumende Brandung an der Felſenküſte; die hohen, zackigen Umriſſe des Felſens von Fréhel, der düſtere Eingang zur Möwenhöhle, und eine weiße

Digitized by Google

Geſtalt, die, ein Kind in den Armen tragend, vorüber-eilte . . .

Die Morgatte begann die jugendliche Spannkraft des Geiſtes zu verlieren. In ihrer guten Zeit war ſie von derlei Viſionen nie heimgeſucht worden. Aber das junge Mädchen, das im Salon erſchien, war das Ebenbild der unglücklichen Victoria von Roſtan!

Senſitive fand, daß die Neuangekommene ein griechiſches Profil und florentiniſche Geſichtszüge, — siccome le madonne di Giotto, — und jene ſeidenartige, weiche, glänzende Haut hatte, wie ſie nur der zarte Pinſel eines Breughel auf die Leinwand gezaubert hat.

Der Vitzdom von Pomard und ſeine Gemalin hatten im erſten Augenblicke erklärt, Chiffon ſey entzückend ſchön, und ſogar der Notar, der ſeine Brille abnahm, um beſſer zu ſehen, nickte als alter Kenner mit dem Kopfe.

»Herr Herzog,« ſagte der Doctor Sulpice, »hier iſt das Fräulein Marie von Roſtan, Tochter der Victoria von Roſtan du Bosq und des Marquis Anton von Maurepar.«

»Ich habe großes Vertrauen zu Ihnen,« antwortete der Trüffelkönig unſchlüſſig und ſchüchtern, »aber . . .«

Er ſah Aſträa verſtohlen an. Dieſe ſtand auf und ging zu ihm.

»Ich will nur die Wahrheit,« ſagte ſie, »es iſt möglich, daß ich mich getäuſcht habe . . . Wenn Herr Sulpice Beweiſe hat . . .«

»Schwanken Sie zwiſchen ihr und uns?« flüſterte ihm Irene ins Ohr.

Digitized by Google

Der arme Trüffelkönig küßte ihr die Hand, die er an ſein Herz drückte.

»Irene! liebes, gutes Kind!« ſagte er bewegt, denn er hatte bei der mindeſten Gelegenheit Thränen in den Augen; »ich glaubte zu ſterben, ohne Sie wieder zu ſehen!«

Loriotte blieb nun allein in ihrem Winkel. Fernand hörte nun auf, ihr den Hof zu machen, er wandte ſich dem aufgehenden Geſtirn zu. Die neue Marie von Roſtan war bei weitem reizender als die andere. Fernand verſchlang ſie mit den Blicken, und ſann ſchon auf Verrath gegen die Marquiſe.

Die Intrigue einer jeden Komödie muß eine Löſung finden. Fernand hatte anfangs die Abſicht gehabt, nach Unterzeichnung des Teſtaments Gabrielle von Morges zu heirathen; aber ſeine Liebe war von ſo kurzer Dauer wie der Frühlingsſchnee. Gabriellens Bild wurde durch die ſchöne Marie tief in den Schatten geſtellt.

»Ihr wißt wohl, Kinder,« ſagte der Trüffelkönig, »ich bin Euch Allen herzlich gut . . . Aber was hier vorgeht, iſt ſonderbar: es hat mich Jemand betrogen . . . Wer kann es errathen? Aſträa ſpricht vernünftig . . . wir müſſen Beweiſe haben.«

»Beweiſe!« wiederholte Sulpice; »die Frau Marquiſe braucht keine Beweiſe mehr, ſeitdem ſie Mariens Geſicht geſehen hat.«

»Sie irren ſich, Herr Sulpice,« erwiederte die Marquiſe kalt.

»Gut, ich werde Ihnen die Beweiſe liefern,« ſagte Sulpice.

Digitized by Google

Er flüsterte dem Trüffelkönig einige Worte ins Ohr.

»Ist es möglich!« sagte der arme Tropf erstaunt.

»Was gibt's denn?« fragte die Marquise.

Sensitive, die Familie Morges und der Notar spitzten die Ohren. — Der Trüffelkönig zog die Marquise an sich und wiederholte ihr leise die überraschende Mittheilung des Doctors.

»Er lügt!« rief Asträa außer sich.

Sie stürzte auf Loriot zu, faßte ihn bei den Schultern und zog ihn ans Fenster.

»Er lügt!« wiederholte sie triumphirend; »es ist ein Mädchen! . . . Wie könnte ich mich auch seit einem Monate getäuscht haben!«

»Ein Mädchen!« sagte Chiffon, die ihren Loriot lächelnd ansah.

Dieser Blick wirkte wie ein elektrischer Funke. Loriot würde in diesem Augenblicke sein Geschlecht nicht für ein Königreich verkauft haben. Er trat keck vor die Marquise hin und sagte: »Sie verstehen's nicht! Ich bin ein Bub, sacrédié! . . . ja, ein echter Bub . . . Und Sie da,« rief er Fernand zu, »Sie sollen meine Fäuste fühlen, wenn Sie mit meiner Chiffonnette charmiren!«

Digitized by Google

VII.

Der verzweifelte Streich.

Fernand war der erste, der über diesen naiven, plumpen Streich und über die Täuschung der ganzen Hausgenossenschaft lachte. Die Familie Morges stimmte mit ein. Der Notar setzte seine Brille wieder auf und murrte: »Die Sache berührt mich gar nicht. Ich habe Erklärungen empfangen und ihnen in der Form gesetzliche Kraft gegeben . . . Derlei Fälle sind schon vorgekommen . . .«

»Ich ahnte es wohl,« sagte Sensitive! . . . »Dieser junge Mensch hat ein volles Gesicht, eine weiße Haut und die wellenförmigen Linien, die den jungen Mädchen eigen sind. Aber es ist doch ein gewisses Etwas . . . wie soll ich meinen feinen, zarten Gedanken erschöpfend ausdrücken? Ach! unserer armen Sprache fehlen die feinen Nuancen, die halben und doch so vollständigen Andeutungen! . . . Mit einem Worte: das schöne Geschlecht hat ein eigenthümliches Parfum; es ist ganz anders in seinem Wesen, in seinen Bewegungen, in seinem Hange . . . Incessa patuit Dea . . . die Evastochter verräth sich durch den Gang . . . obgleich es viel leichter ist, ein Mädchen in Knabenkleidern, als einen Knaben in Mädchenkleidern zu erkennen . . .«

Die Marquise war wirklich von einem Donnerstrahl getroffen; ihr Gesicht verrieth zugleich Zorn, Beschämung und Erstaunen. Das ganze so mühsam gesponnene Trugge-

Digitized by Google

webe war zerriſſen. Ein Widerſpruch, eine Widerlegung wäre nichts für ſie geweſen; vielleicht würde ſie den Beweis, daß Sulpice wirklich Marie von Roſtan vorſtellte, ſogar mit ſcheinbarer Ruhe angenommen haben; aber dieſer Keulenſchlag, dieſe unerwartete Enttäuſchung, dieſer tiefe Sturz!

Sie hatte dem Herzog eine Erbin gegeben, die ein Knabe war! Es lagen Actenſtücke vor, welche erklärten, daß dieſer Knabe ein Mädchen ſey!

»Fort!« ſagte ſie zornig zu Loriot; »Sie haben mich ſchändlich betrogen . . . Wenn ich nicht durch Mitleid und Verachtung zurückgehalten würde, ſo ſollten Sie Ihr Verbrechen vor Gericht verantworten.«

»Was für ein Verbrechen?« fragte Loriot arglos; »ich habe mich als Mädchen verkleidet . . . Das iſt wohl nicht ſchön von mir; aber guillotiniren würde man mich deshalb nicht.«

»Fort!« wiederholte die Marquiſe.

Loriot warf ſeiner lieben Chiffonnette einen bittenden Blick zu.

»Sie haben mir verſprochen . . .« ſagte dieſe zu Sulpice.

»Ich habe Ihnen verſprochen, daß Sie ihn wiederſehen ſollen . . . und jetzt verſpreche ich Ihnen, daß Sie nicht von ihm getrennt werden ſollen . . . Laſſen Sie die Dame nur gewähren.«

Chiffon wendete ſich ab. Loriot fühlte ſich ſo ſchuldig gegen ſie, daß ihn dieſe Bewegung ganz troſtlos machte. Er ging, ohne ein Wort zu ſagen, auf die Thür zu. Die Marquiſe folgte ihm.

Digitized by Google

Der Trüffelkönig rief Irene, welche die arme Gabrielle durch Liebkosungen zu erheitern suchte.

»Ihr Mann will mich nicht curiren,« sagte er; »Herr Sulpice haßt die, welche ich liebe . . . Haben Sie gesehen, wie traurig die arme Asträa ist?«

»Sie hat wohl Ursache,« sagte die Gräfin; »es muß sehr weh thun, eine so schöne Partie zu verlieren und so beschämt zu werden!«

»Solange sollte über Sie wachen,« antwortete Irene leise; »aber die Arme ist unter der Last einer schweren Anklage im Gefängniß.«

»Schweigen Sie von Solange!« sagte der Trüffelkönig aufgebracht.

»Ihre Krankheit hat mit dem Tage begonnen, wo Solange Ihr Haus verließ!«

Der Trüffelkönig bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. — »Es gibt Augenblicke,« dachte er laut, »wo ich den Verdacht habe . . .«

Asträa kam wieder in den Salon. — »Ich habe ihn fortgejagt,« sagte sie; »ich hätte noch strenger verfahren können! Wollen Sie mich küssen, liebe Kleine?« setzte sie, auf Chiffonnette zutretend, hinzu.

»Nein, Madame,« antwortete diese und trat einen Schritt zurück.

Die Marquise lächelte. — »Ich dachte es wohl,« sagte sie; »aber ich wollte Gewißheit haben.«

Im zweiten Stocke, den die Marquise bewohnte, hatte sich Folgendes zugetragen. Loriot war etwas kleinlaut geworden, als er mit ihr allein war. Wir wissen, daß der kleine Mensch eben kein Eisenfresser war. Die Marquise, die

Digitized by Google

mit ihm hinaufging, fragte ihn: »Woher kennen Sie das junge Mädchen, das den Namen Marie von Roſtan angenommen hat?«

»Woher ich ſie kenne? . . .« wiederholte Loriot, der nicht antworten wollte; denn ſein nunmehr geweckter Inſtinct ſagte ihm, daß dieſe Dame die erbitterte Feindin ſeiner Chiffonnette ſey. Er war aber ſeit fünf Minuten ganz umgewandelt: er war entſchloſſen, für Chiffonnette Alles zu wagen.

»Ich laſſe mich nicht mehr täuſchen!« ſagte die Marquiſe gebieteriſch; »ſie iſt aus Ihrer Heimat?«

»Ja, ja,« erwiederte Loriot.

»Von Saint-Caſt?«

»Von Saint-Caſt? . . . das weiß ich nicht . . . vielleicht aus der Gegend.«

»Sie iſt mit Ihnen aus der Bretagne gekommen?«

»Aus der Bretagne . . . oder Normandie, das weiß ich nicht . . . ſie iſt mir unterwegs begegnet . . . zwiſchen Laval und Mayenne . . .«

Die Marquiſe ſchob ihn in ihre Wohnung, wo der getreue P. J. Gridaine wartete.

»Nun, iſt's richtig?« fragte er haſtig.

Die Marquiſe ſank in einen Armſeſſel. Sie war dem Erſticken nahe.

»Ziehen Sie Ihre Kleider aus,« ſagte ſie zu Loriot; »nicht hier . . . Herr Gridaine, gehen Sie mit ihm in mein Boudoir und helfen Sie ihm!«

»Ihm!« wiederholte der Damenfreund. »Was bedeutet das?«

»Es bedeutet, daß Sie, trotz Ihrer angeblichen Klug-

Digitized by Google

heit, schändlich betrogen worden sind, daß Sie sich und mich lächerlich gemacht haben;... das Bauermädchen ist ein Bauerbursch, der Sie und mich gefoppt hat!«

»Nicht möglich!« sagte Gridaine, der unsern Loriot neugierig betrachtete. »Ich glaubte doch hinlängliche Geschäftspraxis zu besitzen, um gegen einen solchen Irrthum geschützt zu seyn; aber beschwören kann man nichts ... Was ist denn geschehen?«

»Das werde ich Ihnen später sagen,« erwiederte die Marquise, deren Fächer sich ungestüm bewegte.

»Ziehen Sie ihm die Kleider aus, die mir gehören und geben Sie ihm seine Lumpen wieder; ich will ihn durch meine Leute auf die Straße werfen lassen.«

Loriot schaute ganz verblüfft vor sich nieder.

»Ich will Ihren Flitterkram nicht behalten,« sagte er; »aber ich will mich schon allein umkleiden... Sie dürfen mir nicht nahe kommen,« sagte er drohend zu dem Damenfreunde, »sonst brauche ich meine Fäuste.«

Die Marquise deutete auf ihr Toilettezimmer und sagte: »Er muß durchsucht werden, wenn er herauskommt.«

Kaum war Loriot hinter der angelehnten Thür verschwunden, so winkte die Marquise den Damenfreund zu sich.

»Sulpice hat das Spiel gewonnen,« sagte sie leise und hastig; »er hat eine Marie von Rostan gebracht, die wohl die rechte seyn kann ... Es gibt überdies Aehnlichkeiten ... Fernand ist noch nicht angegriffen worden, aber man wird ihn angreifen ...«

»Das ist zu erwarten, wenn die Sache so steht,« sagte Gridaine.

Digitized by Google

»Ich erwarte es . . . und erwarte auch, daß man die Notariatsprotokolle als Waffe gebrauchen wird. Dieser Knabe muß verschwinden.«

Loriot, der sich halb entkleidet hatte, lauschte hinter der angelehnten Thür.

»Was meinen Sie damit?« fragte der Damenfreund.

Loriot war ihm sehr dankbar für diese Frage.

»Mein Gott!« erwiederte die Marquise, »Sie wissen wohl, daß ich Sie nie zu Dingen brauche, welche die Grenzen der Komödie überschreiten . . . Verschwinden heißt so viel als Paris verlassen.«

Loriot athmete frei auf.

»Sehr weit gehen,« fuhr die Marquise fort, »so weit, daß er nicht wieder hierher kommen kann.«

Loriot fuhr mit seiner Umkleidung fort. Er hatte seinen Entschluß gefaßt.

»Ich habe zuweilen in juristischen Büchern gelesen,« fuhr die Marquise fort; »es ist nicht so langweilig wie man behauptet . . . Ich habe gefunden, daß die Abwesenheit des sogenannten corpus delicti die Prozeßführung immer sehr schwierig, oft unmöglich macht . . . Wie läßt sich beweisen, daß die Schriften falsch sind, wenn der junge Mensch nicht aufzufinden ist?«

»Wenn er nicht aufzufinden ist,« setzte Gridaine hinzu, »so läßt sich nicht einmal beweisen, daß er männlichen Geschlechtes ist.«

»Das ist klar . . . Sie müssen also noch heute mit ihm auf der Eisenbahn nach Orleans reisen.«

»Aber meine Geschäfte, schöne Dame?« entgegnete Gridaine; »ich habe sehr viele Geschäfte! Allein die Börsenope-

Digitized by Google

rationen . . . Ich habe mehr als hundert Clientinnen zu vertreten; alle jung und hübsch und hoch gestellt durch Geburt, Talent oder Liebe . . . in der Vorstadt Saint-Germain und in der Chaussée-d'Antin, am Mont-Bréda und am Boulevard. Wie kann ich alle diese Geschäfte im Stiche lassen?«

»Sie haben ja Madame Gridaine und Ihre Commis... Ueberdies muß es seyn.«

»Wenn Sie es durchaus wollen, Madame,« sagte der Damenfreund mit einer Verbeugung, »und wenn die Entschädigung angemessen . . .«

Asträa senkte ihren Fächer. Gridaine sprach nicht weiter.

»Sie fahren auf der Eisenbahn nach Orleans und von da nach Nantes . . . Wenn Sie den Kleinen einschiffen können, so erhalten Sie fünfhundert Louisd'or für Ihre drei Tage . . . Ist das genug?«

»Und wenn ich ihn nicht an Bord bringen kann?«

»Dann lassen Sie ihn in Saint-Olagaire und bekommen dreihundert Louisd'or.«

Loriot hatte sich beinahe umgekleidet. Er hörte, daß man ihn einschiffen wollte. Er fand keinen Gefallen am Seewesen.

Die Marquise stand auf, setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb rasch einige Worte auf ein Papier, das sie in ein Couvert steckte. Dieser Brief wurde an »Herrn Bistouri zu La Chapelle bei Paris« adressirt. Er enthielt nur eine Zeile: »Kommen Sie auf der Stelle in das Hôtel. Ich sage: auf der Stelle.« — Keine Unterschrift.

Digitized by Google

Die Marquiſe nahm aus einer Schublade zwei Rollen mit fünfzig Louisd'or und übergab ſie ihrem Helfershelfer.

»In zwanzig Minuten muß dieſer Brief abgegeben ſeyn,« ſagte ſie, »in einer Stunde müſſen Sie auf dem Bahnhofe ſeyn.«

»Aber,« entgegnete der Damenfreund, »wenn der kleine Schalk ſich widerſetzt?«

»Dann drohen Sie mit Gefängniß . . . er kennt die Welt nicht und wird ſich fügen.«

Dieſes Geſpräch wurde ſehr leiſe geführt, aber unſer Loriot hatte ein feines Gehör.

P. J. Gridaine ſteckte das Geld ſchmunzelnd in die Taſche.

»Nun, wollen wir etwa bis Morgen bleiben?« rief die Marquiſe laut.

Loriot erſchien in ſeinem frühern Anzuge als Bretagnerin.

»Wie konnten wir uns auch überliſten laſſen!« murrte Gridaine.

»Man muß fürwahr blind ſeyn!« ſetzte die Marquiſe hinzu und ging in ihr Toilettezimmer, um die von dem Fräulein Marie von Roſtan abgelegten Kleider und ihre Geſchmeide zu beſichtigen. Es war Alles da, aber ſie ſagte gleichwohl zu Gridaine: »Durchſuchen Sie ihn; — Sie begreifen wohl,« flüſterte ſie ihm zu, »daß er keinen Heller bei ſich haben darf, er wird ſonſt wieder nach Paris zurückkommen.«

Gridaine ſuchte. Loriot hatte nichts in ſeinen Taſchen.

»Jetzt nehmen Sie ihn mit,« befahl die Marquiſe.

»Ich habe meinen Wagen unten,« ſagte Gridaine Abſchied nehmend.

Digitized by Google

»Auf Wiederſehen!«

»In drei Tagen.«

Gridaine ſchob Loriot zur Thür hinaus und die Marquiſe begab ſich, wie ſchon erwähnt, wieder in den Salon des Trüffelkönigs.

Auf der Treppe ſagte Gridaine zu dem kleinen Schelm: »Die Frau Marquiſe hat mir befohlen, Sie auf die Straße zu werfen, aber ich habe Mitleid mit Ihnen . . . Ich will Sie in meinen Wagen nehmen, um Ihnen in meinem Hauſe einige Knabenkleider und etwas Geld zu geben.«

»Ich danke Ihnen, mein lieber Herr,« antwortete Loriot; aber bei ſich dachte er: »der alte Spitzbub verdient erdroſſelt zu werden! . . . mich nach Nantes ſchleppen und mich zum Schiffsjungen machen . . . nein, daraus wird nichts!«

Vor dem Hôtel trat Gridaine an einen alten Einſpänner, öffnete die Wagenthür und ſagte zu Loriot: »Steigen Sie ein!«

»Das werde ich bleiben laſſen!« antwortete der kleine Schlaukopf; »es iſt eine zu weite Reiſe nach Nantes.«

P. J. Gridaine ſtürzte auf ihn, um ihn zu ergreifen; aber Loriot ſprang auf die Seite, gab ihm einen Fauſtſchlag nach Bretagnerart und lief davon.

Der Damenfreund rief: Hilfe! Feuer! ein Dieb! aber die Straße war menſchenleer, und ehe der Kutſcher vom Bock geſtiegen war, hatte ſich Loriot ſchon aus dem Staube gemacht.

Der kleine Loriot iſt ſeit einiger Zeit recht unartig geworden; der Leſer wird uns jedoch ohne Zweifel beipflichten,

Digitized by Google

wenn wir in dem tüchtigen Faustschlage, der den Damenfreund zu Boden streckte, den Anfang einer Sühne aller dummen Streiche des jungen Bretagners erblicken. Wenn Loriot so fortfährt, wird er auf allgemeine Achtung und Anerkennung zählen können.

Loriot hatte Paris kennen gelernt. Er ging nicht mehr aufs Gerathewohl fort. Er lief gerade auf den Trödelmarkt zu. Er ging mit dem Gedanken um, wieder Männerkleider anzulegen und dann in die Rue de Matignon zurückzueilen, um seine liebe Chiffonnette, die er so allerliebst gefunden, zu erwarten.

So sind die Adamssöhne! Als er die kleine Chiffonnette immer bei sich hatte, sah er sie kaum an, und sie war doch sehr hübsch in ihrem Häubchen und gestreiften Röckchen! Aber den Schalk gelüstete nach Allem was glänzt: er war vom Pariser Schwindel befallen.

Er eilte weiter. Die Vorübergehenden sahen sich um nach dem Mädchen, das Sprünge machte wie ein Clown im Circus. In zwanzig Minuten war er auf dem Trödelmarkte.

Der große Rostan, der ihn gern hatte, ohne zu wissen warum, hatte ihm einige Tage zuvor ein kleines Goldstück von zehn Franken gegeben. Loriot hatte das Goldstück in seinem Munde versteckt. Er betrat den »Temple« mit dem stolzen Bewußtseyn eines Mannes, der baar bezahlen kann. Für seinen Anzug, den er zurückließ, und sein Zehnfrankenstück gab ihm ein »Araber« in der Region des »Schwarzwaldes« ein Beinkleid von Leinwand, eine alte Weste von Merino, eine Jacke von Orleans, ein Halstuch und einen formlosen Hut.

Digitized by Google

Loriot betrachtete ſich mit Selbſtgefühl in dem Spiegel des Trödlers.

»Welche ſonderbare Idee!« dachte er, »mich in ein Mädchen zu verkleiden! So bin ich doch zehnmal hübſcher! . . . Die Chiffonnette wird Augen machen, wenn ſie mich wieder ſieht! . . . Guten Abend!« rief er dem Trödler zu und ging ſtolzen Schrittes fort.

Er lief nicht mehr, wie vorhin, durch dick und dünn. Seine Leinwandhoſe war ſauber und er wollte ſie nicht mit Koth beſpritzen. Ein armer verliebter Supernumerarius, der ſich zu Fuß auf den Ball begibt, hätte nicht vorſichtiger gehen können. Er ſah die Fiaker auf fünfhundert Schritte und ſtellte ſich unter die Hausthore, um ſie vorüberfahren zu laſſen.

Er brauchte eine Stunde, um denſelben Weg zu machen, den er vorhin in zwanzig Minuten zurückgelegt hatte. Aber er war rein und nett, wie ein aus der Münze kommendes Geldſtück, als er die Rue de Matignon betrat.

Sein Herz pochte bei dem Anblick des Hauſes, wo er einen ganzen Monat verlebt hatte. War es ein Traum? Er hatte ſein Geſchlecht und ſeinen Namen verläugnet. Einen Monat lang hatte man ihn »Mademoiſelle Marie« genannt, und nicht ein einziges Mal hatte er Gewiſſensbiſſe gefühlt. Loriot hatte jetzt gerade keine Gewiſſensbiſſe, aber er wunderte ſich und zwar zum erſten Male. Paris war ja ganz neu für ihn; er fühlte ſich gleichſam in eine neue Welt verſetzt. Seine beſchränkten Begriffe von Recht und Unrecht mußten ſich in dieſem Chaos vollends verwirren, und wenn ein Gedanke in ſeinem Kopfe auftauchte, ſo dachte er: es iſt

Digitized by Google

nicht möglich! ich irre mich. — Wozu könnte auch einem Bretagner sein Gewissen in Paris dienen?

Loriot setzte sich zwei Häuser von dem Hôtel Rostan auf eine Bank, um Chiffonnette zu erwarten und sie zu fragen: Willst Du mit mir, oder soll ich mit Dir gehen? — Er gestand sich selbst, daß Chiffonnette besser sey, als er; daß sie ihm zürnen könne, hielt er gar nicht für möglich. Nur ein Gedanke beunruhigte ihn: Chiffonnette war vielleicht fortgegangen, während er sich entfernt hatte.

Eine Stunde verstrich. Es war kalt. Ein feiner Regen begann zu fallen. Loriot fühlte Thränen in den Augen. Aber er war jetzt ein Mann und schämte sich. Er verschluckte seine Thränen.

Ach! der Regen dringt gar schnell durch die Jacken von Orleans . . . und Chiffonnette blieb so lange aus! — Loriot schauderte; es beschlich ihn ein Gedanke, trauriger als der Regen, durchdringender als die Kälte. Er erinnerte sich an das Dachstübchen in der Rue Saint-Denis, wo zwei Strohsäcke am Boden lagen: auf dem einen schlummerte Chiffon, und er kleidete sich leise an, um sie nicht zu wecken.

»Ach, mein Gott!« sagte er, sich vor die Stirn schlagend, »wie konnte ich so etwas thun! . . . und ich war schon im Begriff, das ganze Geld für mich allein zu behalten . . . O! ich möchte ins Wasser springen!«

Er zerbrach sich den Kopf, um sich der Tage zu erinnern, wo er an Chiffon gedacht hatte, während er reich und glücklich war. Er fand nur sehr wenige solcher Tage . . . und der kleine Unhold hatte noch dazu gedacht, sie sey jetzt nicht so reich und nicht so schön geputzt, wie er. Wahrhaf-

Digitized by Google

tig, er hatte wohl Urſache, ſich vor den Kopf zu ſchlagen! Je heftiger und kälter der Regen wurde, deſto mehr kam das Gewiſſen des armen Loriot ins Gedränge. Sein Hut, der noch mehr durchweicht ward als ſein Gewiſſen, hing ihm über Stirn und Ohren herab und gab ihm ein ſehr jammervolles Ausſehen.

Der Tag neigte ſich. Die Straßenlaternen wurden angezündet. Loriot ſah im Salon des Trüffelkönigs hinter den geſtickten Vorhängen die Lampen brennen. Die Glücklichen dort oben fühlten den Regen nicht; ſie hatten ein loderndes Feuer in dem marmornen Camin. Eine wohlbeſetzte Tafel erwartete ſie in dem warmen, glänzend erleuchteten Speiſeſaale. Loriot kannte jetzt alle dieſe Freuden, und wir wiſſen, daß er den materiellen Lebensgenüſſen keineswegs abhold war. Er war ſinnlich, wie alle Leute, die ſich wohl befinden und einen raſtlos thätigen Magen haben. Aber Loriot war dieſen Abend durchaus nicht materiell, er war ganz durchgeiſtigt; er dachte weder an die weichen, ſchwellenden Teppiche, noch an den behaglichen Platz am Camin, noch an die reichlich beſetzte Tafel . . . er ſah hinter den geſtickten Vorhängen nnr ſeine Chiffonnette mit ihren großen freundlichen ſchwarzen Augen, mit ihrem Schwanenhalſe und ihrem ſchlanken Wuchs. Er dachte an das wohlverdiente Gemurmel der Bewunderung, mit welchem ſie bei ihrem Eintritt empfangen worden war . . . Vielleicht ſprach jetzt Fernand verſtohlen mit ihr? . . . und was ſagte er? Ob Chiffonnette wohl antwortete? Loriot konnte ſich nicht verhehlen, daß Fernand ein hübſcher, eleganter junger Menſch war . . . O, dem armen Loriot rann der Schweiß von der Stirn, trotz dem kalten Regen.

Digitized by Google

Zuweilen wandelte ihn die Luſt an, die Thürglocke zu ziehen und hinaufzugehen. Der Doctor Sulpice, unter deſſen Schutz ſich Chiffonnette befand, würde ihn wohl nicht fortgejagt haben. — Wie hatte Chiffon dieſen Beſchützer gefunden? Wäre er damals in der Dachkammer bei ihr geblieben, ſo würde er ebenfalls Schutz bei dieſem Manne gefunden haben.

Sein Kopf begann zu glühen. Er war eiferſüchtig bis zum Wahnſinn . . . O, wie langſam verſtrichen die Stunden! Es war länger als zwei Stunden Nacht. — Loriot hörte die Accorde eines Piano und einen Geſang: er erinnerte ſich dabei des Geſanges, den er zu Maintenon unter dem Heuſchober gehört hatte. Aber wie heiter und vergnügt war er damals geweſen!

Fernand ſang. Loriot erkannte ſeine Stimme. Vielleicht fand Chiffon den Geſang ſchön.

Es verging noch eine Stunde. — Dann entſtand eine Bewegung im Salon. Hinter den Vorhängen ſchwebten Geſtalten vorüber. — Dann that ſich das Hausthor auf und die wartenden Kutſchen fuhren vor. Es waren zwei Kutſchen: die des Doctor Sulpice und Fernand's. Loriot blieb auf der andern Seite der Straße ſtehen und lauſchte mit angehaltenem Athem. Er fürchtete bemerkt zu werden.

Fernand kam zuerſt. Er nahm dem Kutſcher den Regenſchirm ab und begleitete Chiffon an den Wagen. Loriot bemerkte, daß ſie erröthete und die Augen niederſchlug. — Irene und Sulpice ſtiegen ebenfalls ein. — Fernand verneigte ſich und Chiffonnettens Köpfchen erſchien an der Wagenthür, freilich nur einen Augenblick, — aber doch zu lange für Loriot.

Digitized by Google

Die beiden Kutschen fuhren zugleich ab. Fernand fuhr gegen die Vorstadt Saint-Honoré; Sulpice gegen die Elysäischen Felder.

O, wie haßte Loriot den geckenhaft frohlockenden Fernand! Er lief dem Wagen in seiner ohnmächtigen Wuth einige Schritte nach, nahm eine Handvoll Koth auf und warf ihn auf das glänzende Leder der Kutsche.

Aber er stand still. »Ich weiß wo er wohnt,« dachte er; »ich schlage mich mit ihm!«

Dieser Gedanke träufelte Balsam in seine Adern. Die Handvoll Koth, die er auf die Kutsche geworfen, hatte ihn nicht getröstet; aber der Gedanke, sich zu schlagen, machte ihn glücklich. Die Bretagner werden wahre Teufel, wenn sie einmal das Hasenpanier abgelegt haben.

Loriot wollte wissen, wo Chiffon wohnte; er kehrte daher dem Wagen seines Nebenbuhlers den Rücken und eilte den Elysäischen Feldern zu. Die Kutsche war schon weit, aber Loriot lief besser als ein Hase. Er holte die Kutsche an der Eintrachtsbrücke ein und trabte neben her. Er hoffte gesehen zu werden. Aber Chiffon hatte diesen Abend gar viel zu denken; sie sah nichts. Sie wußte nicht einmal, wovon Irene und Sulpice sprachen.

Die Kutsche hielt in der Rue-de-Tournon. Chiffon stieg aus, ohne Loriot zu bemerken, der fünfzehn Schritte von ihr stand.

Als sich die Thür des Doctors Sulpice wieder schloß, brach Loriot in Thränen aus. — Auf der andern Seite der Straße stand ein Mann, der ihn ansah.

Loriot ging, immerfort weinend, auf's Gerathewohl fort. Der Mann folgte ihm in einiger Entfernung.

Digitized by Google

Etwa fünfzig Schritte von der Wohnung des Doctors Sulpice wurde ein Haus gebaut. Loriot stieg über die Planke, legte sich auf einen Haufen Hobelspäne und schlief ein. Die Thränen riefen den Schlaf herbei.

Der Mann kehrte um und trällerte, beide Hände in den Taschen, ein Liedchen:

Zu Paimpol in Gouyour
War eine schöne cokette
Brünette;
Die Schöne hieß Manon Fouyour.
Manon, Manette,
Deine Aeuglein, Manette,
Lassen mir nimmer Ruh!"

Vor dem Hause des Doctors Sulpice blieb er stehen, steckte zwei Finger in den Mund und pfiff.

Einige Minuten nachher kam eine weibliche Gestalt aus dem Hause und der Pfeifer drückte ihr auf jede Wange einen derben Kuß.

Ende des fünften Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.